Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

Ausgabe 2.2018 | Nr. 176

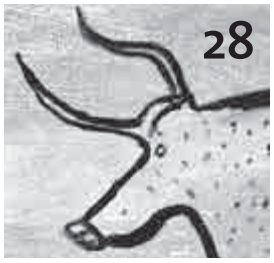
*kultur*land oldenburg

oldenburgische landschaft

- Otto Rohse und die filigranen Schönheiten des Ammerlandes
- Die Vareler Mädchen mit den verbotenen Hosen
- Existenziell Menschliches und gesellschaftlich Frauliches

Inhalt

2 **Natur aus zweiter Hand**
Der Dammer Bergsee
4 **„Die waren alle gut zufrieden“**
Ein Gespräch über die Geschichte des Erzbergwerks Damme
6 **Russland tritt vor 200 Jahren Herrschaft Jever an Oldenburg ab**
8 **Land Neddersassen will Plattdüütsch un Saterfreisk mehr Stütt geven**
9 **Verpuust Di mal!**
Neie Postkarten van „Platt is cool“
10 **Aus dem Trott reißen**
Laudatio zu Hans-Joachim Hespos’ 80. Geburtstag (13. März 2018)
12 **Das Grabmal des Grafen Moritz II. von Oldenburg in der Kirche St. Ulrich zu Rastede**
15 **Demokratischer Aufbruch im Nordwesten**
Ein Netzwerkprojekt der Oldenburgischen Landschaft
16 **Der Zufall machte ihn zum Volkskundler**
Museumsdirektor Uwe Meiners nach 33 Museumsjahren im Ruhestand
19 **SPURinSPUR: Meeresräume . Meeresträume . Meereszerstörung**
20 **Otto Rohse und die filigranen Schönheiten des Ammerlandes**
24 **Symbiose von Nutzung und Renaturierung**
Hochmoor Esterweger Dose
26 **Von Herzögen und Hofmalern**
Ausstellung im Schlossmuseum Jever anlässlich des Doppeljubiläums 1818/1918
28 **Woher wir kommen und wer wir sind**
Die Entstehung Europas (Teil 1)
32 **Nu is’t (r)ut – De Fofftig Penns hollt up!**
33 **In memoriam**
Prof. Dr. Almuth Salomon
34 **„Es geht ja eigentlich gar nicht um den Hosenkrieg!“**
Zu Verlauf und Hintergründen des Konflikts an der Vareler Mädchenschule vor 60 Jahren
37 **Stabübergabe der Geschäftsführung von ALLviN**
38 **Existenziell Menschliches und gesellschaftlich Frauliches**
Thea Koch-Giebel (1929–2018)
41 **In memoriam**
Reinhard Köser
Hartmut R. Berlinicke
42 **„Patent! – Bedeutende Pioniere im Großherzogtum Oldenburg“**
Sonderausstellung im Moor- und Fehnmuseum Elisabethfehn
44 **Impressum**
45 **Jürgen Weichardt zum 85. Geburtstag**
45 **Anka Kröhnke: Collagen – Montagen**
46 **Zukunft für unsere Vergangenheit**
49 **Zeugen unserer Geschichte**
Fragen an Hermann Schiefer, Fachberater beim Monumentendienst, Landesdenkmalpfleger
50 **Neue Ausschreibung Hörspielpreis Nordwest**
52 **Generationenwechsel im Kulturzentrum BEGU Lemwerder**
Von bewährten Kursen und neuen Wegen
54 **Historische Entdeckung in Archivakten**
Fassadenzeichnung der Weserrenaissance in Delmenhorst gefunden
55 **in memoriam**
Dr. Klaus Dede
56 **Der Strompionier Gerhard Bünting aus Jeddeloh I**
Vorreiter in Sachen Elektrifizierung
58 **Spraakpolitik för Platt – dat ne’e Nedderdüütschsekretariat**
59 **kurz notiert**



Titelbild:

Die historische Dorfkirmes im Museumsdorf Cloppenburg lässt jedes Jahr für wenige Tage die historische Jahrmarktskultur wieder aufleben. Höhepunkt ist die originale Raupenbahn aus dem Jahr 1936.
Foto: Eckhard Albrecht

Von links nach rechts: Matthias Struck, Sarah-C. Siebert, Stefan Meyer, Dr. Michael Brandt. Foto: Oldenburgische Landschaft

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Redaktion, bestehend aus Dr. Michael Brandt, Matthias Struck, Stefan Meyer und Sarah-C. Siebert, freut sich, Ihnen die neue Ausgabe des *kultur*land oldenburg präsentieren zu können.

Die Oldenburgische Landschaft ist mehr als nur eine Verwaltungsorganisation. Sie ist das Sprachrohr für das historische und kulturelle Selbstverständnis des Oldenburger Landes und seiner Menschen. Vor dem historischen Hintergrund des Großherzogtums Oldenburg, das nach dem Zweiten Weltkrieg im Bundesland Niedersachsen aufging, gestaltet sie im Auftrag des Landes Niedersachsen aktiv die kulturelle Vielfalt im Oldenburger Land. Ihre Mitglieder und Mitgliedseinrichtungen sind sehr breit aufgestellt, und die vielen ehrenamtlich tätigen Menschen, die sich unter ihrem Dach organisieren, prägen entscheidend das Bild vom Oldenburger Land.

In dieser Ausgabe erfahren Sie Aktuelles aus der Arbeit unserer Mitglieder und von uns geförderter Projekte. Sie bekommen anschauliche Eindrücke aus dem kulturellen Leben im Oldenburger Land und über seine sehenswerten Naturlandschaften. Unsere Autoren und Autorinnen berichten Ihnen von historischen Ereignissen, die unser Zusammenleben prägten (zum Beispiel Hosenkrieg in Varel), oder von Ausstellungen, die unsere gemeinsame Geschichte dokumentieren (zum Beispiel Herzöge und Hofmaler). Wir beleuchten gegenwärtige Ereignisse im kulturellen Leben (zum Beispiel Fofftig Penns) und portraitieren prägende Persönlichkeiten (zum Beispiel Prof. Dr. Uwe Meiners und Thea Koch-Giebel).

Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen,

Ihre Redaktion

Natur aus zweiter Hand

Der Dammer Bergsee

Von Wolfgang Stelljes

Der Wanderparkplatz P2 liegt am Ende einer Straße, die – ungewöhnlich genug für die norddeutsche Tiefebene – „Zum Schacht“ heißt. Hier wartet Werner Schiller, der mich gleich um Ruhe bittet. „Hören Sie das?“ Schiller meint den Balzruf der kleinsten Eulenart in Mitteleuropa, kaum amselgroß – der Sperlingskauz, irgendwo in den umliegenden Bäumen muss er hocken. Schnell ist klar: An dem pensionierten Gymnasiallehrer ist ein Ornithologe verloren gegangen. Schiller selbst nennt sich bescheiden „Feld-, Wald- und Wiesenbiologe mit einem Faible für unauffällige Tierarten“ wie Hirschkäfer, Zauneidechse oder Laubfrosch. Und für Pflanzen, „die mit Füßen getreten werden“. Mit anderen Worten: ein idealer Wegbegleiter bei einer Wanderung um den Dammer Bergsee.

Gleich neben dem Parkplatz, nicht minder ungewöhnlich für diese Region: eine große Abraumhalde. „Taubes Gestein“, erzählt Schiller, das beim Vortrieb der Stollen im Dammer Erzbergwerk angefallen ist (siehe Seite 4). Auf dem tonigen, weniger sauren Boden gedeiht zur Freude des Naturschützers unter anderem das seltene Tausendgüldenkraut, das zur Familie der Enziangewächse gehört und sonst eher im Mittelmeerraum zu finden ist.

Wir gehen ein paar Meter und stehen vor dem Dammer Bergsee, auf dem sich ein paar Schwäne, Gänse und Enten tummeln. Es ist „Natur aus zweiter Hand“, also ein künstliches Gewässer, etwa 700 Meter breit und 560 Meter lang. Der Bergsee entstand 1953 als Klärteich für das Eisenerzbergwerk. Für die Erzwäsche benötigte man große Mengen Wasser, also riegelte man kurzerhand ein Tal mit einem Deich ab. Nach der Erzwäsche wurde das Wasser wieder in den See geleitet. Die Sedimente setzten sich ab und bildeten eine dicke Schlammschicht. Tief ist der See nicht, in seiner Mitte kaum mehr als einen Meter. Aber wer nicht im Schlamm versinken will, sollte tunlichst die Schilder mit der Aufschrift „Achtung Lebensgefahr“ ernst nehmen.

Nach Stilllegung des Bergwerks 1967 entwickelte sich der See zu einem Naherholungsgebiet, das seit 1995 unter Naturschutz steht.

Anfangs, erinnert sich Schiller, gab es hier nahezu vegetationsfreie Uferbereiche. Doch nach und nach „hat sich die Natur alles zurückerobert“. Den ersten Pionieren, kleinen Birkenwäldern, folgte ein „botanisches Raritätenkabinett“. Schiller führt mich zum westlichen Ufer des Bergsees, „wo die Sonne noch voll draufknallt“. Vor uns eine kahle Fläche, Mitarbeiter des Landkreises haben Tage zuvor Birken, Weiden und Sträucher entfernt. Der 70-Jährige zückt sein Handy und zeigt mir Fotos, aufgenommen an einem Julitag an genau dieser Stelle: eine einzige Blütenpracht, vor allem dank der „Echten Sumpfwurz“, einer Orchideenart, die – der Name sagt es – einen feuchten Untergrund bevorzugt. Und die in hiesigen Gefilden ungefähr so selten ist wie ein Bergwerk. Angesichts einer Population von mehreren zehntausend Orchideen geraten am Dammer Bergsee selbst gestandene

Botaniker ins Schwärmen. Vor Jahren, erzählt Schiller, ist bei einer Führung ein älterer Professor verloren gegangen. Man fand ihn im Schilf, vor den blühenden Orchideen kniend und nur noch: „Ich träume, ich träume“ stammelnd.

Wir setzen unsere Runde auf dem Deich fort, der den Bergsee nach Süden hin begrenzt und der bis zu 30 Meter hoch ist. Am Fuße des Deiches liegt eine Streuobstwiese, in einiger Entfernung die Stadt Damme mit ihrem markanten „Dom“ und dahinter, am Horizont, das Wiehengebirge. Das Ufer des Bergsees säumen unzählige Birken, unter denen im Herbst die Fliegenpilze für Farbtupfer sorgen. Vor Jahren fand Schiller hier noch das „Breitblättrige Knabenkraut“, eine weitere Orchideenart, die ebenfalls feuchte Böden braucht. Doch auch hier ist der Wasserstand im Laufe der Jahre immer weiter zurückgegangen, sagt Schiller,

Oben: Auf dem „Naturpfad Dammer Bergsee" kann man das ökologische Kleinod bequem umrunden. Foto: Werner Schiller

Linke Seite: Zu den seltenen Pflanzen, die am Dammer Bergsee einen Lebensraum finden, gehören Orchideenarten wie die Echte Sumpfwurz. Foto: Werner Schiller

Oben rechts: Das Lungen-Enzian bevorzugt sonnige und feuchte Lagen wie die Nienhauser Talwiesen. Foto: Werner Schiller

Rechts: Werner Schiller von der NABU-Ortsgruppe Damme, ein ortskundiger Wegbegleiter bei Touren durch die Dammer Berge. Foto: Wolfgang Stelljes

Unzählige Birken säumen das Ufer des Bergsees. Foto: Wolfgang Stelljes

Blütenpracht

Am 7. Juli um 15 Uhr bietet Werner Schiller eine Führung zu den Orchideen an. Treffpunkt ist der Autowanderparkplatz Bergsee an der Abraumhalde (Anfahrt über die Holdorfer Straße, dann „Zum Schacht" und bei der Weggabelung rechts halten).
Anmeldung unter 05491/1412 oder per Mail an Werner.Schiller@gmx.net.

der nicht ausschließt, dass der Bergsee in 50 Jahren verlandet sein wird.

Wir gehen noch eine Weile auf dem Deich, im Ohr ein Zaunkönig, klein, aber laut, und müssen uns dann entscheiden: zurück zum Parkplatz oder noch einen Schlenker zu den Nienhauser Talwiesen? Für Schiller ist die Sache klar: Die Dammer Berge lernt so richtig nur kennen, wer auch die Talwiesen durchwandert, im Bexaddetal etwa oder eben im Nienhauser Tal. Unser Weg führt gen Norden, vorbei an unzähligen Douglasien und anderen, schnell wachsenden Nadelbäumen, vorbei auch an dem ersten, bald schon zu kleinen Klärteich des Bergwerks. Wir überqueren die unsichtbare Hauptwasserscheide der Dammer Berge und stehen dann, nach nur gut einem Kilometer, vor dem grünen Band der Nienhauser Talwiesen. Rechts plätschert ein Quellbach, links grasen Heidschnucken auf einer Obstwiese. „Hier wimmelt es nur so von Amphibien", sagt Schiller und deutet auf einen Teich, in dem Frösche laichen. Auf der Wiese dahinter entfaltet sich im Sommer ein Blumenmeer. Zu den eher selteneren Pflanzen, die hier blühen, gehört auch der Lungen-Enzian. Kaum etwas erinnert daran, dass die Flächen lange Zeit ausschließlich landwirtschaftlich genutzt wurden und der Mais die vorherrschende Pflanze war. Immer wieder bleibt Schiller unvermittelt stehen, horcht und macht mich aufmerksam auf Waldschnepfe, Rotkehlchen oder den Kleiber „mit seinen Lausbubenpfiffen". Auf dem Rückweg hören wir dann auch noch einen Specht. Den, immerhin, erkenne auch ich.

„Die waren alle gut zufrieden“

Ein Gespräch über die Geschichte des Erzbergwerks Damme

Das Erzbergwerk Damme war früher der größte Betrieb im Oldenburger Münsterland und das nördlichste Erzbergwerk in Deutschland. Norbert Tappe (79) hat dort gearbeitet, Bernard Meyer (68) macht Führungen über die stillgelegte Zeche. Wolfgang Stelljes hat sich mit beiden unterhalten.

Herr Tappe, erinnern Sie sich noch an Ihre Personalnummer?
Tappe: Ja, ich hatte die 452.

Was haben Sie im Erzbergwerk Damme gemacht?
Ich war Lokfahrer. Wir sind mit dem Förderkorb eingefahren. Dann habe ich die Kumpel mit dem Personenzug zum Abbau gebracht, dort die Waggons auf einem Abstellgleis geparkt und dann im Pendelverkehr Erz mit Loren zu einem unterirdischen Bahnhof transportiert. Von dort wurde das Erz in die Wäsche über Tage gebracht. Ich habe 1956 angefangen, im Alter von 17 Jahren, und 1966 aufgehört.

Dann haben Sie die Blütezeit ja mitbekommen.
Ja, die beste Zeit war Ende der 50er-, Anfang der 60er-Jahre. Da war das der größte Betrieb weit und breit. Und es war auch weit und breit die beste und bestgezahlte Arbeit. Außer Landwirtschaft und Kleinbetrieben gab es in Damme ja praktisch nichts.

Meyer: Das Erzbergwerk war die Initialzündung für die Industrialisierung der ganzen Region.

Herr Meyer, Sie sind heute Gästeführer auf der Zeche. Wie sah die Arbeit der Bergleute aus?
Meyer: Es war ein Drei-Schicht-Betrieb. Die unter Tage beschäftigt waren, also die eigentlichen Bergmänner, die wurden überwiegend in Damme angelernt. Es gab ja hier keine Bergleute. Unter den Flüchtlingen, die nach Kriegsende kamen, waren dann einige, die schon als Bergleute gearbeitet haben.

Warum wurde das Erzbergwerk denn ausgerechnet in Damme aufgemacht?
Das Oldenburger Land war ja, wenn man etwas weiter zurückschaut, industriemäßig nicht gut aufgestellt. Um 1910 saß ein Bauer aus Damme, Franz Meyer zu Holte, im Oldenburger Landtag. Der hat dafür gesorgt, dass man hier nach Bodenschätzen sucht. Und dann haben sich das Land Oldenburg und die Georgsmarienhütte bei Osnabrück zusammengetan und Versuchsbohrungen runtergebracht. Dabei wurden Eisenerzflöze gefunden. Doch es blieb bei Versuchen, auch nach dem Ersten Weltkrieg. Erst als Hitler an die Macht kam, der ja unabhängig vom Ausland sein wollte, sind weitere Bohrungen erfolgt. 1938 hat man dann angefangen, ein Bergwerk aufzubauen. 1939 ging es richtig los. Von 1940 bis 1942 hat man den ersten senkrechten Schacht runtergebracht, auf 280 Meter Tiefe. Die Sohle ist dann von 1942 bis 1944 auf 260 Meter Tiefe hergestellt worden.

Aber es gab auch Hindernisse ...
Ja, man hatte wenig Material und wenig Leute, viele Männer waren an der Front. Dadurch ging es sehr schleppend voran. Gegen Ende des Krieges waren hier dann 300 russische und polnische Kriegsgefangene, die mussten die schwere Maloche machen. Ende 1944 konnte man das erste Erz rausholen.

Ausstellung und Führungen

Eine Ausstellung über das „Erzbergwerk Damme“ wurde im Jahr 2012 auf dem ehemaligen Werksgelände im Verwaltungstrakt eröffnet. Öffentliche Führungen mit Bernard Meyer und Heinrich Meyer-Nordhofe finden von April bis Oktober statt, Termine unter *www.dammer-berge.de* (dort unter „Urlaubsregion“ und „Gästeführungen“).

Links: Der Bergmannsgruß als Dammer Siedlungsname und die Spuren der Vergangenheit auf dem ehemaligen Zechengelände.

Linke Seite: Norbert Tappe (links) und Bernard Meyer am Eingang zur ehemaligen Zeche.
Fotos Wolfgang Stelljes

Wofür brauchte man das Erz?
In erster Linie für die Rüstung. Leider war der Eisenanteil hier nicht so hoch, der lag nur bei 25 Prozent.

1945 kam alles zum Erliegen. Die Alliierten haben dann ja schon bald wieder grünes Licht gegeben.
Ja, 1946 wurde das Unternehmen wieder gestartet. 1948 hat man die erste Erzwäsche installiert und konnte dadurch den Eisengehalt auf bis zu 47 Prozent steigern. Da wurde es für die Industrie interessant. 1952 wurde die Erzbergbau Porta-Damme gegründet, eine Aktiengesellschaft, bei der Firmen wie Krupp, Hoesch, Mannesmann und die Deutschen Stahlwerke das Geld aufgebracht haben. Die Mitarbeiterzahl stieg von knapp 200 im Jahre 1950 auf über 900 im Jahre 1959. Die haben hier insgesamt neun Millionen Tonnen Erz abgebaut.

Um das Erz zu waschen, brauchte man viel Wasser …
1960 lag der tägliche Wasserverbrauch bei 12.000 Kubikmetern. Das Wasser kam überwiegend aus dem großen Klärteich, heute der Bergsee.

Ganz Damme veränderte sich?
Ja, viele Flüchtlinge, die im Bergwerk arbeiteten, brauchten eine Wohnung. So entstanden in Damme, Holdorf und Steinfeld ganz neue Siedlungen, zum Beispiel „Glückauf“ in Damme. Ein Siedlungshaus kostete 15.000 D-Mark, der Abtrag lag bei 35 D-Mark im Monat.

Herr Tappe, was haben Sie damals verdient?
Tappe: Am Anfang 11 D-Mark pro Acht-Stunden-Schicht. Und 1966, als ich aufgehört habe, 14 oder 15 D-Mark pro Schicht.

Nach Feierabend waren Sie auch noch mit den Kumpels zusammen?
Es gab eine Knappenkapelle. Ich habe mit Trompete angefangen und musste die Noten von der Pike auf lernen. Nach ein oder eineinhalb Jahren durfte ich mit ausmarschieren. Wir haben auf Schützenfesten gespielt, aber auch am 1. Mai bei der Gewerkschaft in Oldenburg.

Und wann ging es bergab mit der Zeche?
Meyer: Ende der 50er-Jahre kamen die ersten Probleme. In Schweden, Brasilien oder Liberia konnte man damals Erz abbauen mit einem Eisenanteil von 75 Prozent. Dazu kamen die hohen Lohnkosten hier in Damme. Anfang der 60er-Jahre lag hier dann zum ersten Mal Erz auf Halde. 1958 gab es in Deutschland noch 55 Eisenerzbergwerke, 1962 noch 26. 1962 war auch für Damme das entscheidende Jahr. Da hieß es plötzlich: Investitionsstop. 1965 kam noch einmal Hoffnung, da wurden hier sogar die ersten Gastarbeiter eingestellt, 20 aus der Türkei. Ende März 1967 wurde das Bergwerk dann endgültig geschlossen. Ungefähr 20 Prozent der Bergleute sind weggezogen, die meisten aber blieben. Sie hatten ein Haus gebaut und suchten sich eine andere Arbeit. Es entstanden viele neue Firmen, und auch die Grimme Landmaschinenfabrik wurde immer größer.
Tappe: Ich hab hier in Damme bei der Landwirtschaftlichen Genossenschaft Arbeit gefunden.

Die Schließung war nicht die einzige schwarze Stunde. Es gab auch Grubenunglücke?
Meyer: Ja, das schwerste ist 1963 passiert, ein plötzlicher Deckeneinsturz. Zwei Bergleute waren sofort tot, vier wurden schwer verletzt.
Tappe: Die sind nacheinander rausgeholt und per Schleifkorb geborgen worden. Einen Toten habe ich mit der Lok nach vorne gefahren.
Meyer: Insgesamt sind 13 Bergleute in Damme ums Leben gekommen, zwei von ihnen auf dem Weg zur Arbeit.

Herr Tappe, Sie waren zehn Jahre auf der Zeche. Waren es gute Jahre?
Tappe: Sehr gute Jahre. Wenn man im Nachhinein mit den alten Kumpels spricht, die waren alle gut zufrieden. Nur die gewaltige Maloche, das hätte keiner bis zum 65. Lebensjahr durchgehalten.

Russland tritt vor 200 Jahren Herrschaft Jever an Oldenburg ab

Von Friedhelm Müller-Düring (Text und Fotos)

Wer kennt es nicht, der schon einmal im Audienzsaal des Schlossmuseums Jever war – das große Staatsportrait Katharinas II. Im prächtigen Rahmen im prunkvollsten Raum des Schlosses hebt sich dieses Gemälde in großem Format von den Bildnissen der Ahnengalerie ab und zeigt eindrucksvoll die Verbindungen, die zwischen der Herrschaft Jever und dem Zarenreich Russland bestanden. Als Höhepunkt der russisch-jeverschen Verbindungen kann die Zeit von 1793 bis 1818 – mit kurzen Unterbrechungen während der Napoleonischen Kriege – gelten, als die russischen Kaiser die Landesherren von Jever waren. 1818 – also vor exakt 200 Jahren – trat Russland die Herrschaft Jever an das Haus Oldenburg ab.

Maria von Jever (1500–1575), im Jeverland als Fräulein Maria bekannt, war letzte Regentin der Herrschaft Jever aus dem Häuptlingsgeschlecht der Wiemkens. Die Erbtochter des letzten Häuptlings des Jeverlandes Edo Wiemken der Jüngere (um 1454–1511) befreite Jever von der kurzen Herrschaft des ostfriesischen Grafen Edzard des Großen (1462–1528) und stellte die jeversche Unabhängigkeit wieder her. Als Fräulein Maria hochbetagt starb, war es mit der Selbstständigkeit und Beständigkeit des Jeverlandes vorbei. Die Herrlichkeit Jever fiel durch Erbschaft zunächst 1575 an Oldenburg. Graf Anton Günther von Oldenburg (1583–1667) vererbte 1667 die Herrschaft Jever mit der Maßgabe an seinen Neffen Johann von Anhalt-Zerbst, es fortan in männlicher und weiblicher Linie vererben zu können.

Die Fürsten des Hauses Anhalt-Zerbst hatten anscheinend nur wenig für das Jeverland übrig. Sie weilten als „ferne Fürsten“ nur selten in Jever. Die Regierung vor Ort wurde von Statthaltern ausgeübt, die den Landesherrn in militärischer, rechtlicher und polizeilicher Hinsicht vertraten. Der letzte Fürst von Anhalt-Zerbst Friedrich August (1734–1793) spielte eine unrühmliche Rolle und war nicht besonders beliebt, weil er eine Vorliebe für alles Militärische hatte. So ließ er in Jever unter anderem fünf Kasernen bauen. Wie so viele andere Landesherrn der Zeit verkaufte auch er 1152 Mann seiner Landeskinder, gleichbedeutend mit zwei Regimentern, als Soldaten an England, um seine Staatskasse aufzubessern. England führte zu dieser Zeit Krieg in seiner aufständischen Kolonie in Nordamerika.

Mit dem Tod des Fürsten Friedrich August am 3. März 1793 erlosch auch die Linie Anhalt-Zerbst, da es keinen männlichen Erben gab. Das Fürstentum Anhalt-Zerbst wurde zwischen den anderen anhaltischen Fürstentümern Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen und Anhalt-Dessau aufgeteilt. Die Erbherrschaft Jever fiel jedoch aufgrund ihres Sonderstatus als Kunkellehen, das heißt als auch in weiblicher Linie vererbbares Lehen, an die mittlerweile als russische Zarin Katharina II. regierende Zerbster Prinzessin Sophie Auguste, eine Schwester des letzten Zerbster Fürsten. Als Landesherrin von Jever schenkte die russische Kaiserin dem Jeverland das oben genannte Staatsportrait, das dem offiziellen Hofzeremoniell gemäß den abwesenden Monarchen vertreten sollte. „Diese Schenkung lässt sich sowohl als Gunstbezeugung als auch als politische Geste interpretieren, die die Herrschaftsbeziehung des russischen Kaiserhauses zum Jeverland und den Machtanspruch der Monarchin deutlich machte“, sagt Prof. Dr. Antje Sander, Leiterin des Schlossmuseums Jever.

Das Jeverland war allerdings kein Territorium Russlands, sondern nur in Personalunion verbunden. Katharina II., die als 14-jährige Zerbster Prinzessin Sophie Auguste Friederike 1743 Jever besuchte, hatte damit aber Sitz und Stimme im Deutschen Bund. Sie setzte ihre Schwägerin Friederike Auguste Sophie (1744–1824), die Witwe des letzten Zerbster Fürsten, als kaiserlich russische Statthalterin ein. Friederike Auguste Sophie genoss wegen ihres sozialen Engagements hohes

Linke Seite: Nach dem Tode des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst, Friedrich August, fiel die Herrschaft Jever im Jahre 1793 an seine Schwester Katharina II. Als Landesherrin von Jever schenkte die russische Kaiserin dem Jeverland ein Staatsportrait, das dem offiziellen Hofzeremoniell gemäß den abwesenden Monarchen vertreten sollte.

Rechts: Der sogenannte Eulenturm diente im 15. und 16. Jahrhundert als Wehrbau, der mit Schießscharten ausgestattet war. Nachdem die Burg eine äußere Verteidigungsanlage bekam, verlor er seine Bedeutung als Wehrturm und wurde zum Wohnbereich umfunktioniert. Im 19. Jahrhundert diente er Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg als Gartenzimmer.

Darunter: Mit dem Kosakenbrunnen an der Ecke Albanistraße/Große Burgstraße wird ein denkwürdiges Ereignis aus dem Jahre 1813 dargestellt: die Befreiung Jevers von französischer Fremdherrschaft durch Kosakenregimenter aus Russland. Drei „wilde Kosaken" mit Fellmützen und Lanzen zu Pferd zieren den prächtigen Brunnen und erinnern an die russische Zeit in Jever. Dieser Brunnen wurde im Mai 2003 eingeweiht.

Ganz rechts: Einzug der Kosaken in Jever im Jahr 1813, Öl auf Leinwand, gemalt von F.W.A. Barnutz (1791–1867). Rückblickend schildert Barnutz in diesem Gemälde den wohl von ihm selbst miterlebten Einzug der russischen Truppen in Jever. Die aus dem Fenster des Turms schauende Person soll seinen Vater darstellen, der während des Ereignisses Schlosshauptmann war.

Ansehen im Jeverland. Die Winterhalbjahre verbrachte sie allerdings nicht in Jever, sondern auf ihrem Witwensitz im Schloss Coswig. Friederike Auguste Sophie führte die Regierung der Erbherrschaft bis 1806 weiter, als das Jeverland in den napoleonischen Kriegen von holländischen Truppen besetzt und mit dem Frieden von Tilsit 1807 ein Teil des Königreichs Holland unter Louis Bonaparte, einem Bruder von Napoleon Bonaparte, wurde. Nach einem Konflikt zwischen Louis und Napoleon wurde das Jeverland 1810 ein Teil des Kaiserreichs Frankreich und stand bis 1813 unter napoleonischer Herrschaft.

Nach der katastrophalen Niederlage der Grande Armée in Russland begannen die Befreiungskriege, die Napoleons Herrschaft über Europa ein Ende setzten. Anfang 1813 kündigte Preußen als erstes deutsches Land die Allianz mit Frankreich auf und verbündete sich mit Russland und Schweden. Im Sommer trat Österreich diesem Bündnis bei, das Napoleons Armee vom 16. bis 19. Oktober 1813 in der Völkerschlacht bei Leipzig die entscheidende Niederlage beibrachte. Nur wenige Wochen später war die französische Herrschaft in den meisten deutschen Regionen beendet. In Jever ging die napoleonische Herrschaft ohne Blutvergießen zu Ende. Im November 1813 verließen die Franzosen die Stadt, bevor die Kosaken mit der russisch-preußischen Allianz das Jeverland für Zar Alexander I. wieder in russischen Besitz nahmen. Der Kosakenbrunnen auf der Albanistraße in Jever mit seinen beweglichen Figuren erinnert noch heute daran.

Zar Alexander I. übertrug 1814 die Verwaltung dieser fern gelegenen Herrschaft seinem Onkel Peter Friedrich Ludwig, Herzog von Oldenburg, der im November 1813 aus dem russischen Exil zurückgekehrt war. Am 18. April 1818 trat Zar Alexander I. alle Rechte seines Hauses an der Herrschaft Jever dem Herzog mit der Verpflichtung ab, die jeverschen Landesadministratorin Fürstin Friederike Auguste Sophie bis zu ihrem Tode mit einer jährlichen Apanage von 60.000 holländischen Gulden zu unterhalten. Zudem musste das recht baufällige jeversche Schloss dringend saniert werden, das dem Zeitgeschmack des Klassizismus entsprechen sollte. Nach dem Tode Peter Friedrich Ludwigs 1829 übernahm sein Sohn Paul Friedrich August die Regierung und nahm dabei den Titel Großherzog an. Er führte die Modernisierung des Schlosses weiter und gab nicht weniger als von der Antike inspirierte Innendekorationen im Stile Pompejis in Auftrag.

Land Neddersassen will Plattdüütsch un Saterfreisk mehr Stütt geven

Van Heinrich Siefer

An'n 21. September 2017 hebbt de Fraktion van de CDU, de SPD, van Bündnis 90/Die Grünen un de FDP dorto een Andrag bi'n Landdag vörleggt un mit all Stimmen dorto Ja seggt. Dat is för de Regionalspraak Nedderdüütsch un de Minnerheitenspraak Saterfreisk een heller wichtig Stappen, üm dat dormit dat Land Neddersassen düüdelk maakt, dat de lüttken Spraaken in Tell hollen wedd.

In'n Novembermaand 2015 hett sik dorto för't erste Maal unner dat Leit van'n Neddersassisken Heimatbund een Koppel van Vertreters ut all Fraktionen in'n Landdag, de Staatskanzlei, dat Ministerium för Weetenskup un Kultur, dat Kultusministerium, dat Binnenministerium, Vertreters ut de Fackgrupp Nedderdüütsch un Saterfreisk, Vertreters van de Landskuppen un Landskuppsverbände, van't Institut för nedderdüütsche Spraak un van de Universität Ollenborg tosaamesettet. Mitnanner hebbt se in een konstruktiv un goode Atmosphäre överleggt, wo Plattdüütsch un Saterfreisk in Neddersassen mehr Stöhn kriegen könnt. Un all mitnanner wörn sik van Anfang of an eenig, dat et Strukturen un Vörgaven bruukt, dat Platt in Kinnergorn, School, Universität un Verwaltens mehr in't Ooge nahmen wedd. Un dat nich blot maal mit dat een of anner Projekt, nee dörgahns. Kloor was't de Warkkoppel uk, dat dat nich in aal Kinnergoorns, in aal Schoolen as Thema an erste Stäe stahn deit. Man jüst dor, wor Plattdüütsch un Saterfreisk in de Region een Rull spälen deit (of will), dor bruukt de enkelden Lüüd mehr Stöhn

Foto: Oldenburgische Landschaft

dör Vörgaven un Hülpe van't Land. För all de verscheeden Rebetten is dann diskereert worn, wat bruukt wedd, üm dat wi in Neddersassen mit Plattdüütsch un Saterfreisk wieder vöran kaamt: in Kinnergorn, School, Universität, Kultur, Verwaltens. So güng dat üm de Punkten

- Spraakerwerb dörgahns mögelk maaken (in Kinnergorn, School, berufsbildend' School, Hooge School)
- Fortbildens van Erzieher*innen, de Platt un Saterfreisk in'n Kinnergorn insetten willt
- Beraden un Fortbildens van Mesters/Spraakerwerb in de Utbildung van Mesters
- de Studienseminare möot dörgahns mehr mit inbunnen weern
- Spraakerwerbskurse in de Utbildung Ollenpleeg un Krankenpleeg
- een Unnerichtsfack Nedderdüütsch mit'n eegen Lehrplan un Lehrböker
- Studienfack Nedderdüütsch an een Universität (Universität Ollenborg)
- een Nettwark upboon, wor't Hülpe, Stütt un Stöhn geven deit
- mehr Stütt un Stöhn för plattdüütsche Projekten up't Rebett van de Kultur (ton Bispill Theater, PLATTart-Festival, Plattsounds, ...)

An't Enne van all de Beraadens van disse interministerielle-interfraktionelle Warkkoppel stünd dann een „Entschließungsandrag" de in'n Septembermaand 2017 (21.09.2017) in'n Landdag eenstimmig van all Parteien beslaten un dann uk in den Koalitionsverdrag van SPD un CDU na de Wahlen upnahmen worn is.

För de plattdüütsche un saterfreiske Spraak in Neddersassen is dat een heller wichtigen Stappen. Dat Land maakt hier düüdelk, dat et sik dorför insetten will, dat de plattdüütsche un saterfreiske Spraak in't Land van all de, de dat willt, dörgahns un bi all Gelegenheiten, prootet, schnackt of küürt weern kann. Dat Land maakt uk düüdelk: Neddersassen is een „Mehrspraakenland" un Plattdüütsch un Saterfreisk sünd vullwertige Spraaken in't Land, een Gewinn för de Region. De Antwoort van de Landesregeern to den Entschließungsandrag kann man nalesen unner de „Drucksache 18/466", Niedersächsischer Landtag, Hannover, 06.03.2018. Bit dat nu all de enkelden Punkten van den Entschließungsandrag ümmesettet wedd, duurt dat wisse sien Tied. Man dat is een Anfang. Un all de, de dor in de interministerielle-interfraktionelle Warkkopel mit an warket hebbt, dorför uk eis maal een allerbesten Dank.

Verpuust Di mal!

Neie Postkarten van „Platt is cool“

Van Stefan Meyer

GEFÖRDERT DURCH DIE oldenburgische landschaft

Dat Rad dreiht sik jümmer flinker: Soziale Medien, Digitalisierung un Termine. Wi jachtern blots noch achteran. Dor is de Sömmertiet de best Tiet mal dörtopusten. Mal sinnig to ween un rünner to föhren. „Verpuust Di mal!“ is denn ok de Spröök up de neie Postkaart, de de Warkkoppel „Platt is cool“ van de Landskupsverbännen mit de Landesschoolbehörde rutbracht hett. De „Platt-is-cool-Koh“ liggt an’n Strand in een Stohl mit Sünnenbrill up de Nees un drinkt een lecker Cocktail. Ok een Koh-Seel mööt mal Ruh hebben.

De Kaart gifft dat för dat Ollnborger Land in dree Spraakvarianten: „Verpuust Di mal!“ (Nord-Oldenburg), „Verpuß Di maol!“ (Süd-Oldenburg) un „Ferpuust die moal!“ för dat Seelterlound. Middewiel sind de Karten an all Scholen in Neddersassen verdeelt wurrn un köönt bi de Landskupsverbännen nabestellt weern. För Nord-Ollnborg gifft dat noch de Kart „Nich lang snacken, Koken backen!“. Wenn de Karten vör de Sömmerferien an de Scholen kaamt, denn is för de Schölers Tiet mal rünner to kamen van’n Schoolaldag un sik nich blots to verpusten, man ok an’n Strand to spelen un kreativ to ween.

Siet 2009 gifft de Koppel „Platt is cool“ jed Jahr verscheden Postkarten up Platt rut, de jümmers goot bi de Scholen nafragt sind. Plietsche Karten mit gnifflachen Spröök, de wiest dat Platt „cool“ is. Verscheden Spröök sind ok al in’n Spraakalldag van Kinner un Junglüe rinkamen. Up pläserlik Art un Wies mit de Spraak in de Mööt kamen, dat allns ohn Wiesfinger, un neeschierig up Platt to weern, dat köönt de Postkarten.

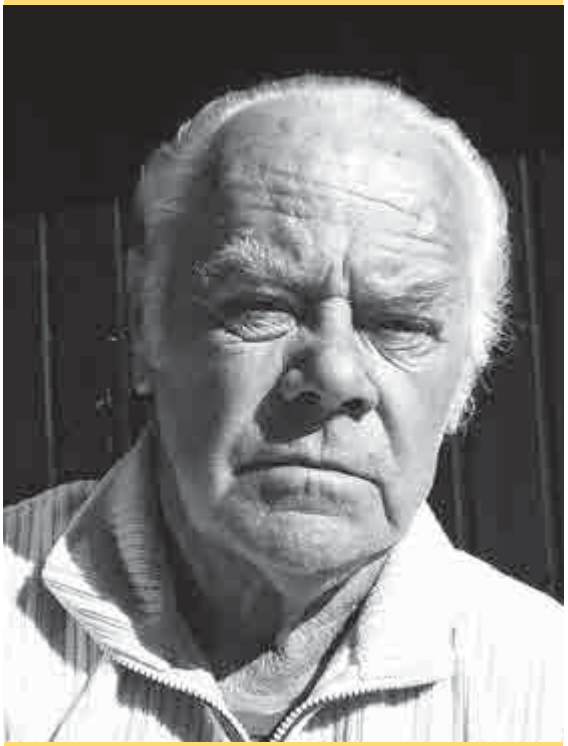
De Karten köönt bi de Ollnborger Landskup nabestellt weern un bit dorhen: „Verpuust Di mal!“

Aus dem Trott reißen

Laudatio zu Hans-Joachim Hespos' 80. Geburtstag (13. März 2018)

Von Arne Sanders

GEFÖRDERT DURCH DIE oldenburgische landschaft



Von oben: Die Akademie der Künste in Berlin hält als bedeutendstes interdisziplinäres Archiv seit 2005 eine Hespos-Sammlung vor. Foto: Stefan Drees

Der Autodidakt Hespos komponierte bisher über 200 Werke und wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem 1999 mit dem Kulturpreis der Oldenburgischen Landschaft. Foto: Tobias Daniel Reiser

Hans-Joachim Hespos gehört zu den bedeutendsten Komponisten unserer Tage. Als hochgeachteter (und gefürchteter) Außenseiter der Neuen Musik ist er seit Jahrzehnten weltweit in Konzerten und auf sämtlichen Festivals für zeitgenössische Musik präsent und wird von den bedeutendsten Interpreten Neuer Musik gespielt. Seine Musik und musikalischen „Aktionen" lassen sich oft kaum in gängige Gattungsbegriffe einordnen, ja manchmal kaum ohne Weiteres dem Bereich der „Musik" zuordnen. Sein Werkkatalog umfasst inzwischen mehr als 250 Arbeiten für die unterschiedlichsten – häufig ungewöhnlichen – Besetzungen, darunter mehrere Musiktheaterwerke, die dem etwas in die Jahre gekommenen Genre völlig neue Ausdrucksmöglichkeiten eröffnet haben.

Hespos hat viele der bedeutendsten Kompositionspreise und Auszeichnungen erhalten, unter anderem den Gaudeamus-Preis und den Rompreis der Villa Massimo; neben seiner Tätigkeit als Dozent für Komposition an der Musikhochschule Rostock sowie als Gastprofessor an der Hochschule der Künste Bremen war und ist er ein gefragter Gastdozent im In- und Ausland.

In Emden geboren und aufgewachsen, war Hespos lange in Delmenhorst ansässig und lebt mittlerweile seit vielen Jahren in Ganderkesee. „Seine" Provinz war ihm immer ein besonderes Anliegen, er hat sich aktiv und vielseitig für ihre kulturelle Entwicklung eingesetzt. Von herausragender Bedeutung ist dabei die Gründung des alljährlich am 11.11. stattfindenden Festivals „Neue Musik in Delmenhorst". Im nächsten Jahr findet es zum 50. Mal statt und ist damit das weltweit älteste Mini-Festival für Neue Musik.

Am 13. März wurde Hans-Joachim Hespos 80 Jahre alt. Anlässlich der von der Stadt Ganderkesee ausgerichteten Feierlichkeiten habe ich eine Laudatio gehalten, die hier im Wortlaut wiedergegeben wird:

Hespos wird 80. Das klingt, als er hätte er sich diesmal eine ganz besondere Provokation ausgedacht. „Musikalische Extremsituationen" kreiere er nämlich, so ist bei Wikipedia zu lesen. Dergleichen Wortgeklingel begegnet man im Marktgeschrei der Neue-Musik-Szene tagtäglich; man hört schon gar nicht mehr hin. Bei Hespos allerdings kann einem tatsächlich angst und bange werden.

Dabei scheint in seinen Kompositionen die Musik – zumindest im Sinne einer „tönend bewegten Form" – manchmal nicht einmal die wichtigste Rolle zu spielen. Beziehungsweise umgekehrt: Der Musikbegriff wird „extrem" erweitert und umfasst alles, was während einer Aufführung geschieht. Und bisweilen reicht das von Hespos Angestiftete sogar über die Begrenzungen einer Aufführung hinaus. Hierzu ein Beispiel:

Eines der für mich eindrucksvollsten Konzerterlebnisse mit Neuer Musik der letzten Jahre – und ich kann sie an den Fingern einer Hand abzählen –

trug sich Ende 2015 zu. Wir hatten an der University of Leeds ein einwöchiges Hespos-Festival organisiert; der Komponist war selbst da, gab Workshops und Lectures und probte mit Instrumentalstudenten. Im Abschlusskonzert wurde eine „Extremsituation“ dargeboten, bei der – ich zitiere aus der Partitur – „eine frau in weißem sportanzug und mit hochgeklappt grellem mützenschirm“ mitten auf der Bühne auf einem „schiedsrichterlichen tennishochsitz“ Platz nimmt, um dort 17 Minuten lang zu verharren, und zwar in „angespannter erstarrungsgeste: mund, ohren, augen weit aufgerissen, starr, wie fernes über die köpfe des auditoriums wahrnehmend.“ In der Hand hält sie ein Sistrum (ein altägyptisches Rasselinstrument), das sie „in unvermuteten“ zeitlichen „abständen“, aber sehr selten, „aus knapper handgelenkbewegung“ kurz, wie nebenbei, zum Klingen bringt.

Es hatte sich eine mutige Klarinettenstudentin bereitgefunden, das Werk aufzuführen. Kurz vor dem Konzert gab es eine gewisse Aufregung im Foyer des Konzertsaals. Eine kleine Menschenmenge hatte sich um die Protagonistin des Stücks versammelt, die hilflos weinte, weil ihr plötzlich zu Bewusstsein gekommen war, auf was sie sich da eingelassen hatte: 17 Minuten lang in unvorteilhafter Kleidung und in unvorteilhafter Pose von wildfremden Menschen angestarrt zu werden – da kommt Panik auf. Zu meiner eigenen Überraschung fand ich mich als väterlicher Trostspender und Tippgeber wieder: Mit Panikvermeidung kannte ich mich als ehemals starker Raucher in einer zunehmend rauchfreien Welt nämlich bestens aus.

Während der Aufführung war ich mindestens so angespannt wie die Ausführende, und ich habe mich tatsächlich in telepathischem Anfeuern versucht; wie ich hinterher erfuhr, war ich nicht der einzige. Die Studentin hat nicht nur später ihre Abschlussarbeit über diese Erfahrung geschrieben (sie hat die Aufführung übrigens bravourös durchgestanden – gerade ihre Unsicherheit verlieh dem Ereignis einen ganz eigenen Zauber) –, im Publikum saß ein junger Mann, mit dem sie seitdem und bis heute liiert ist. So weit reichen die Nachbeben einer Hespos-Aufführung.

Zurück zum „Extremen“: Vor Kurzem habe ich die Partitur der ersten ins Werkverzeichnis aufgenommenen Komposition – „für cello solo“ (1964) – zu Gesicht bekommen, und alles, wofür Hespos bekannt ist, ist schon da: Die eigenwillige Notationsweise, die Lust an erweiterten instrumentalen Spieltechniken und unverbrauchten Klängen, an formalen Um-, Auf- und Abbrüchen, kurz: am „neuAnderen“, wie Hespos selbst es immer wieder genannt hat. Mir kommt es manchmal vor, als wäre Hespos als fertiger Komponist in die Welt geworfen worden, voraussetzungslos, unbelastet von Traditionen jedweder Art – ich bin immer wieder fast ein bisschen befremdet, wenn ich durch irgendeine Bemerkung von Hespos daran erinnert werde, dass er sich bestens in der abendländischen Musikgeschichte und auch in nichteuropäischer Musik auskennt. Das scheint gar nicht zu passen zu dem radikal anderen seiner Musik.

„Zeit“ bei Hespos: Dazu gäbe es einiges zu sagen. Das Sistrum in dem vorhin beschriebenen Stück – aus Jahrtausende langer Vergessenheit ins Zentrum einer Komposition des späten 20. Jahrhunderts geholt – mag symbolisch stehen für Hespos’ Fähigkeit, gewaltige Zeiträume mühelos zu durchschreiten und Uraltes mit Brandneuem ineins zu setzen. „Frühe und späte Abstrakte“ – so heißt ein Buch von Herbert Kühn, in dem abstrakte Artefakte der „frühen Vorzeit“ in Beziehung gesetzt werden zur bildenden Kunst der Moderne; an diesen Titel muss ich im Zusammenhang mit Hespos oft denken. Dabei geht es bei Hespos nicht um Rückgriffe auf ältere Musikstile, um ein Nebeneinander von Alt und Neu, und um Zitate geht es schon gar nicht. Wahrscheinlich ist es zum einen der oft ritualhafte Charakter seiner Werke, der sie mit den Ursprüngen der Musik verbindet und dadurch „zeitlos“ und aktuell zugleich erscheinen lässt; zum anderen die Tatsache, dass viele seiner Kompositionen Grundschichten menschlicher Existenz ansprechen: alles miteinbeziehen, was zum Leben dazugehört; „extreme“ Aktionen in Gang setzen, „extremen“ Einsatz (von allen Beteiligten) fordern und „extreme“ Reaktionen provozieren.

Hespos scheint über der Zeit zu stehen und gleichzeitig mittendrin im Wirbel, den Wirbel sogar maßgeblich mitverursachend.

Hespos scheint über der Zeit zu stehen und gleichzeitig mittendrin im Wirbel, den Wirbel sogar maßgeblich mitverursachend. Für mich als Komponist bedeutet Hespos alles Mögliche, aber er hat auch eine bestimmte „Funktion“: Er reißt mich aus meinem Trott. Ich habe mich schon früh für die „wilden“ und „extrovertierten“ Künstler erwärmt, für Truman Capote zum Beispiel, der betrunken und in kurzen Hosen zur Gerichtsverhandlung erschien, oder Derek Jarman, der ein extravagantes Bohemienleben führte. Irgendwann habe ich – eher erleichtert als bestürzt – festgestellt, dass ich nicht so bin. (Noch später habe ich allerdings festgestellt, dass ich vielleicht doch ein bisschen so bin, vor allem aber, dass die erwähnten Künstler allesamt nicht nur „so“ sind: Capote schrieb sensibel-versponnene Romane, und mit dem sonst doch so extrovertierten Derek Jarman teile ich die Abneigung gegen Umarmungen in der Öffentlichkeit. Auch Hespos ist nicht nur „wild“ – es gibt viele ganz leise und hauchzarte Momente in seinem Werk.) Selbsterkenntnis birgt die Gefahr, fürderhin selbstzufrieden in seinem Sud vor sich hin zu köcheln. Hespos und seine Musik provozieren mich immer wieder, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen. Seine Musik macht mir bewusst, wie weit der Horizont ist, was Komponieren sein kann.“

Arne Sanders ist Komponist und Musikwissenschaftler und ist zurzeit an der University of Leeds tätig.

Das Grabmal des Grafen Moritz II. von Oldenburg in der Kirche St. Ulrich zu Rastede

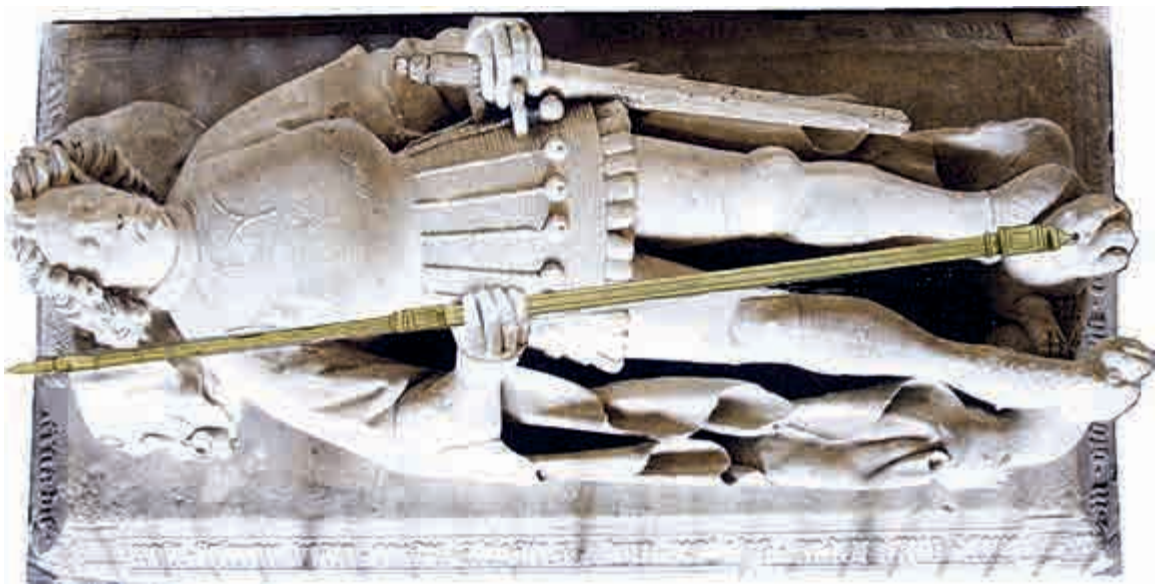
Von Dirk E. Zoller (Text und Fotos)

In der St.-Ulrichs-Kirche befindet sich im Turmraum der Deckel der Tumba des Grafen Moritz II. von Oldenburg. Er lebte von 1361 bis 1420 und war der Sohn des Grafen Konrad II. von Oldenburg und dessen Frau Kunigunde. Moritz heiratete Elisabeth von Braunschweig und regierte Oldenburg gemeinsam mit seinem Onkel Graf Christian IV. (1368–1398). Er war ein großer Förderer des Klosters Rastede.

Ursprünglich befand sich sein Grabdenkmal in der ehemaligen Kirche des Benediktinerklosters. Nach deren Abriss im Jahre 1757 wurde die Grabplatte in die Krypta der St.-Ulrichs-Kirche verbracht und nach Umbau und Renovierung der Kirche im Jahr 1959 im Turmraum aufgestellt.

Der Zustand dieses kulturhistorisch wertvollen und im hiesigen Raum einzigartigen Objektes ist leider kein guter, der Sandsteindeckel wurde durch die Transporte und Vandalismus beschädigt. Über einen langen Zeitraum fühlten sich Personen bemüßigt, durch Einritzungen auf der Skulptur des Grafen Moritz sich zu verewigen. Weitere schwerwiegende Schäden sind die fehlende rechte Hand mit der Fahnenlanze, das Schwertblatt unterhalb der linken Hand und der Griffknauf, die ebenfalls fehlen. Der Schellenbehang auf dem unteren Teil des Kettenhemdes ist teilweise abgestoßen. Sehr schlimm ist die abgeschlagene Nase. Die Seitenteile der Tumba sind wohl seit dem Abtransport aus der Klosterkirche verschwunden.

Die Größe der Grabplatte beträgt 2,28 mal 1,12 Meter, das Gewicht wird cirka 1,6 Tonnen betragen. Das umlaufende



Linke Seite von oben: Grabplatte des Grafen Moritz II mit neuem Unterbau

Das Grabmal nach der Reinigung im Jahr 2017.

Diese Seite von oben: Aufsicht auf die rekonstruierte Platte.

Details des erhaltenen Schriftbandes

Schriftband in gotischen Minuskeln ist noch recht gut erhalten, die Inschrift lautet: „Anno domini 1420 tertia die post festum beati Egidii Abbatis, obiit nobilis Mauritius, Comis in Oldenborch, cujus anima requiscat in pace. Amen. Miserere mei Deus!“ (Im Jahre des Herrn 1420 am 3. Tage nach dem Feste des heiligen Abts Egidiis starb der edle Moritz, Graf zu Oldenburg. Seine Seele ruhe in Frieden. Amen. Gott erbarme dich meiner!)

Die Grablege ist auch in der Rasteder Klosterchronik erwähnt: „Moritz aber, der in allen umliegenden Ländern berühmt war und ein Freund dieser Kirche war, starb im Jahr des Herrn 1420 am 4. September und wurde mitten in diesem Kloster in würdiger Weise beigesetzt. Sechs Wochen später folgte ihm seine Gemahlin Elisabeth, von der Pest dahingerafft, und so wurde die Gräfin neben dem Grafen beerdigt. Ihre Tochter Ingeborg, die in Friesland mit Ocko tom Brok verheiratet war, sorgte geziemlich für ein Grabmal mit einem in Stein gemeißeltem Bild, wie man es noch mitten in der Kirche sehen kann“. (Hermann Lübbing, Die Rasteder Chronik)

Auch Hamelmann (1526–1595) gibt in seiner Oldenburgischen Chronik aufschlussreiche Details bekannt: „... Moritz hat kurtz fuer seinem Todt/gar heimlich sich selbst einen Grabstein hauwen und zuruesten lassen/darauff seine Gestalt fein artig fuergebildet. Ist ein starcker Herr gewesen/hat ein vollen Kuerissen an/und einen langen Mantel umb/tregt einen guelden Haarband tumb seine Haar/und in der rechten handt eine Fahnen und in der lincken handt ein blosses Schwert ... “

Johann-Justus Winkelmann schreibt in seiner Chronik Oldenburgische Friedens- und der benachbarten Oerter Kriegshandlungen, 1671, auf Seite 513: „In obgedachter Kirchen auf dem Chor liegt Graf Huno mit seiner Gemahlin Guilla, Graf Dedonis zur Vechte Tochter/und seinem Sohn Graf Friedrich begraben/wie auch unten in der Kirchen Graf Moritzen III. Bildnis auf einem schönen erhöheten steinernen Epitaphio vom Jahre 1420 zusehen ist.“

Es wurde nun versucht, auf Grundlage der Beschreibungen das Grabmal zu rekonstruieren. Als Erstes waren die fehlenden Figurenteile zu ergänzen: die rechte Hand, das Schwert und die Stange der Fahnenlanze, welche wahrscheinlich aus Metall war.

Problematisch ist die fehlende Nase, welche in der Rekonstruktion auf den noch vorhandenen Resten der Nasenfeldkrümmungen basiert. Dies kann aber nur eine Annäherung sein. Das „güldene Haarband“ ist rückseitig am Oberkopf

Links: Das Grabmal des Sibet Attena in der St.-Magnus-Kirche in Esens nach 1473, welches Vorbild für das Grabmal Moritz II. gewesen sein könnte.

Unten: Grabmal von Graf Bernhard VII. zur Lippe in Blomberg/Lippe um 1511.

erhaben eingemeißelt und hält das Haupthaar straff am Kopf. Von der Vergoldung ist nichts mehr erhalten. Figurseitig links auf dem Kissen ist ein Eichenzweig mit einer Eichel und einem Blatt vertieft eingraviert. Hierbei wird es sich um das Symbol der Ewigkeit handeln, vielleicht auch um das Zeichen eines Bildhauers.

In Vergleichsfällen zu ähnlichen Objekten sind die Hände meist gefaltet und die Waffen seitlich angeordnet, wie zum Beispiel die Grablege des Sibet Attena in der St.-Magnus-Kirche in Esens.

Für die Rekonstruktion des darunter befindlichen Steinkastens der Tumba gibt es bisher leider keine Anhaltspunkte aus Rastede. Auf der Suche nach vergleichbaren Objekten fand sich der Sarkophag des Sibet Attena aus der Zeit um 1475 in Esens im Landkreis Wittmund. Sibet Attena war ostfriesischer Häuptling und familiär mit dem Oldenburger Haus und der Häuptlingsfamilie tom Brok verbunden. Sein Sohn Hero aus erster Ehe heiratete Armgard, Gräfin von Oldenburg. Er ließ auch das Grabmal errichten. Die Tochter Ingeborg des Grafen Moritz heiratete, wie schon erwähnt, Ocko II. tom Brok, Häuptling des Brokmer- und des Auricherlandes. Es ist gut möglich, dass die Tumba des Grafen Moritz Vorbild für die von Sibet Attena war. Mir sind in unserem Raume auch nur diese zwei liegenden Vollkörperskulpturen auf einem Tumbengrab aus der Zeit vor 1500 bekannt. Die Tumbendeckel in Esens und Rastede weisen in der Ausführung sehr viele Ähnlichkeiten auf. Die Seitenkanten der Deckplatte sind gleichermaßen angeschrägt. Die Anordnung der Schriftbänder und auch der Faltenwurf der Mäntel sind fast identisch. Es ist anzunehmen, dass es sich um westfälische Arbeiten aus dem Münsteraner Umfeld handelt.

Von einer westfälischen Arbeit geht auch Dr. Reinhard Karrenbrock in seinem Artikel „Baumberger Sandstein: Ausstrahlung westfälischen Kunstschaffens in den Ostseeraum“ aus. Die Tumba des Grafen Moritz von Oldenburg erwähnt Dr. Karrenbrock auf S. 503 und ordnet sie der Werkstatt des Bentlager Kreuzigungsaltars zu, die wahrscheinlich in Münster ansässig war und das Bild der westfälischen Skulptur in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts maßgeblich geprägt hat.

Um sich ein besseres Bild vom ursprünglichen Aussehen des Rasteder Monumentes zu machen, wurde der untere Teil der Esenser Tumba als Fotomontage der Rasteder Grabplatte angefügt. Ob die Scheinarkaden hier ebenso filigran ausgeführt waren, bleibt dahingestellt. Auffallend ist die Ähnlichkeit der Ausführung.

Interessant ist, dass in Blomberg, Kreis Lippe, in der evangelisch reformierten Pfarrkirche und ehemaligen Augustiner-Kirche, die Grabskulptur von Graf Bernhard VII. zur Lippe, gestorben 1511, und seiner Frau Anna von Holstein-Schauenburg, gestorben 1448, einen ähnlichen Unterbau wie die der Tumba des Sibet Attena in Esens hat. Dieses Grabmal wurde von Heinrich Brabender, geboren um 1467, gestorben um 1537 in Münster/Westfalen, geschaffen.

Eine farbige Fassung der Skulptur des Grafen Moritz wird sich nur auf das vergoldete Haarband beschränkt haben.

Bezüglich des Unterbaues der Grabplatte von Rastede ist davon auszugehen, dass es sich um eine Tumba gehandelt hat, bei der sich die Grabplatte auf einem rechteckigen Sandsteinkasten befand.

Auf der Unterseite der Grabplatte befinden sich keinerlei Merkmale für die Ausführung eines Tischgrabes. Die Höhe bis Unterkante der Grabplatte betrug circa 80 Zentimeter. Das Grab selber befand sich unter dem Kirchenboden.

Nach Abstimmungen mit der Denkmalpflege wurde der Unterbau in schlichter stilisierter Form in Anlehnung an einen Tumbenkasten wiederhergestellt, um nicht mehr den Anschein eines Bodengrabes zu erwecken. Die Höhe wurde so gewählt, dass der Betrachter die Skulptur gänzlich in Augenschein nehmen kann.

Dank sei vielen Freunden der Ulrichs-Kirche für finanzielle Unterstützung gesagt.

Dirk E. Zoller ist Architekt in Rastede und 2. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Baudenkmalpflege bei der Oldenburgischen Landschaft.

Demokratischer Aufbruch im Nordwesten

Ein Netzwerkprojekt der Oldenburgischen Landschaft

GEFÖRDERT DURCH DIE oldenburgische landschaft

Red. Die Novemberrevolution 1918/19 stellt ohne Zweifel eine bedeutende Zäsur der jüngeren deutschen Geschichte dar. Die Abdankung der Monarchen des Kaiserreichs und die damit verbundenen gesellschaftlichen Umbrüche sowie der Aufbruch in die erste gesamtdeutsche parlamentarische Demokratie wurden durch die Novemberrevolution bedingt. Neben Kiel war Wilhelmshaven der Ausganspunkt für eben jenen Aufstand, der die bisherige politische Ordnung des Deutschen Reiches erschüttern sollte. Der Nordwesten war somit Keimzelle der Revolution.

Anlässlich des 100. Jahrestages dieser bedeutenden Ereignisse widmen sich zahlreiche Museen, Stiftungen, kulturelle Einrichtungen und Verbände mit abwechslungsreichen Veranstaltungen dieser Thematik. Sie finden im Jahr 2018 bis in die erste Hälfte des Jahres 2019 hinein von Norderney bis Bremen, von Wilhelmshaven bis Lohne statt. Die Schirmherrschaft zum Netzwerkprojekt hat Ministerpräsident Stephan Weil übernommen.

Den Auftakt bildet eine Fachtagung am 8. Juni 2018 im Küstenmuseum Wilhelmshaven.

Demonstration in Wilhelmshaven, 10. November 1918.
Fotos: Stadtarchiv Wilhelmshaven

Alle Informationen und Termine erhalten Sie unter *www.revolution-nordwest.de*

Der Zufall machte ihn zum Volkskundler

Museumsdirektor Uwe Meiners nach 33 Museumsjahren im Ruhestand

Von Katrin Zempel-Bley

Prof. Dr. Uwe Meiners.
Foto: Katrin Zempel-Bley

Rechts: Festplatz der historischen Dorfkirmes. Die Dorfkirmes ist einerseits eine Initiative zur Bewahrung und Pflege eines Stückes kulturellen Erbes aus der Region, andererseits eine Veranstaltung, bei der vor allem der Spaß im Vordergrund steht. Foto: Eckhard Albrecht

Nachdem Prof. Dr. Uwe Meiners elf Jahre das Schlossmuseum Jever und 22 Jahre das Museumsdorf Cloppenburg geleitet hat, ist der Volkskundler Ende März in den Ruhestand verabschiedet worden. Dabei wollte er ursprünglich Lehrer werden. Nur durch einen Zufall änderten sich seine beruflichen Ambitionen. Heute blickt er zufrieden und auch dankbar auf sein Berufsleben zurück und empfindet die Zeit als ein Privileg. „Ich bin stets mit neuen Inhalten konfrontiert worden, mit vielen interessanten Menschen, die zum Teil meine Freunde geworden sind, ich hatte sehr gute Mitarbeiter, durfte beide Häuser weiterentwickeln und 33 Jahre lernen. Das ist schon etwas ganz Besonderes“, fasst er zusammen.

Der 65-Jährige stammt aus Westerstede, machte dort sein Abitur und war begeisterter und erfolgreicher Basketballspieler.

Was er beruflich machen wollte, wusste er nicht so richtig. „Ich wollte eine Stadt entdecken wie Angkor Wat im kambodschanischen Dschungel und dachte über Archäologie nach“, erzählt er. „Ich überlegte auch, Sport zu studieren, weil ich gern Basketballtrainer geworden wäre. Aber mein Lehrer meinte, ich sollte Lehrer werden.“ So studierte er in Münster Deutsch und Geografie, doch so richtig sprang der Funke nicht über. Bis er in seinem Studium zwei akademischen Lehrern begegnete, die ihn durch ihre Lehrinhalte auf die richtige Spur brachten: Volkskunde.

Dafür brannte sein Herz, und nachdem er die drei Fächer abgeschlossen hatte, bekam er eine Stelle in einem volkskundlichen Forschungsprojekt an der Universität Münster. 1980 promovierte er über die Geschichte der ersten landwirtschaftlichen Maschine, einer Staubmühle. „Gerne wäre ich an der Universität geblieben“, sagt Uwe Meiners, „doch seinerzeit gab es kaum Stellen an den Hochschulen“. Dafür wurde in Jever eine Person für die Leitung des Schlossmuseums gesucht. Er bewarb sich und bekam die Stelle. „Schweren Herzens habe ich mich damals von der Uni verabschiedet, zunächst mit meiner Entscheidung gehadert, doch dann stellte ich fest: Die Museumsarbeit ist meine Sache.“

Es war die erste hauptamtliche Leitung im Schlossmuseum. Das hieß, er musste das Haus aufbauen und weiterentwickeln. Zur Seite standen ihm lediglich eine Kassiererin und eine Reinigungskraft. „Es war die Zeit der ABM-Stellen“, erinnert er sich. „Schon

bald konnte ich sehr gut qualifizierte Leute befristet einstellen, die sehr engagiert waren und zusammen mit mir das Museum voranbrachten.“ Viel Unterstützung erhielt er seinerzeit vom damaligen Oberkreisdirektor Eckart Bode, der später Regierungspräsident des Regierungsbezirks Weser-Ems wurde und 1994 tödlich verunglückte. „Er hatte ein großes Interesse am Schlossmuseum“, berichtet Uwe Meiners.

Der Volkskundler hatte zwar der Universität den Rücken zugekehrt, gleichwohl nahm er aber Lehraufträge in Münster, Göttingen und Hamburg wahr. Die Dozententätigkeit hat ihm stets bei seiner Museumsarbeit geholfen. „Ich hatte exzellente Kontakte in die Wissenschaft und war auf zahlreichen Kongressen, Tagungen und anderen Veranstaltungen, um mich mit vielen Kollegen inhaltlich auszutauschen, was auch ausgesprochen fruchtbar war.“ Als 1995 ein Nachfolger für Helmut Ottenjann als Museumsleiter in Cloppenburg gesucht wurde, hat er sich erfolgreich auf die Stelle beworben. „Ich wollte mich nach meinen ersten elf Berufsjahren noch einmal verändern“, sagt er. „Jever habe ich jedoch bis heute in bester Erinnerung behalten und den Kontakt zu den Kollegen weiter gepflegt.“

Uwe Meiners fand in Cloppenburg ein wissenschaftlich geführtes Museum vor. „Mein Vorgänger war sehr umtriebig und wollte eigentlich ein Forschungsinstitut errichten, wozu es aber nie kam“, erzählt der 65-Jährige. „Aus museologischer Sicht war die Situation hingegen nicht optimal“, erinnert er sich. „Es fehlten Mitarbeiter für die Museumspädagogik. Die Öffentlichkeit erfuhr nicht ausreichend, was im Freilichtmuseum so alles geschieht. Während die öffentliche Wahrnehmung fehlte, wurde dem Haus seitens der Institutionen großer Respekt entgegengebracht. Bezüglich der Öffentlichkeitsarbeit musste sich also was ändern.“

Uwe Meiners bekam jedoch kein Geld für eine zusätzliche Stelle im Bereich Öffentlichkeitsarbeit. Also schichtete er um und setzte das vorhandene Personal zum Teil neu ein. Gemeinsam wurden neue Konzepte entwickelt, denn Living History, also die Darstellung historischer Lebenswelten durch Personen, Kleidung, Möbel und so weiter, wurde zwar gerne

Uwe Meiners im Gespräch mit der CALO-Gruppe des Caritas-Vereins Altenoythe. Diese Gruppe ist zuständig für die Gelände- und Gartenpflege des Museums.
Foto: Michael Stephan

in Freilichtmuseen praktiziert, aber der Volkskundler hatte Probleme mit dieser Art der Vermittlung. Er behielt deshalb die Forschungsorientierung des Hauses bei und machte mit seinem Team die Ergebnisse transparent, indem sie populär vermittelt wurden.

So entstand zum Beispiel die „Historische Gartenkultur". „Die Gartenpartie ist ein willkommener Treibriemen für das Museum. Wir haben gemeinsam mit einem Wahrnehmungspsychologen der Universität Oldenburg gearbeitet, der uns erklärt hat, wie und worauf Publikum reagiert. Denn alte Bauernhäuser, Maschinen, Kleidung, Keramik oder Haushaltsgeräte sind zunächst einmal sprachlos, wenn sie nur gesammelt und ausgestellt werden", macht Uwe Meiners klar. „Wir haben im Rahmen von Forschungsprojekten im Museumsdorf die kultur- und regionalgeschichtlichen Bedeutungen in Erfahrung gebracht."

Das gilt auch für die historische Dorfkirmes oder den Nikolausmarkt. Zudem wurde ein breit gefächertes museumspädagogisches Angebot entwickelt, das sehr gut nachgefragt wird. Ob „Vom Korn zum Brot", „Essen wie damals", „Pottbäcker und Kannengießer" oder der „Schreibmeisterlehrgang" – sie alle erfreuen sich einer sehr guten Nachfrage. „Die Menschen haben unser Engagement belohnt, indem sie das Freilichtmuseum gerne besucht haben und es bis heute tun", freut sich Uwe Meiners. Tatsächlich sind die Besucherzahlen stark angestiegen, das Museumsdorf ist zu einem lebendigen Ort, eben auch zu einem Lernort, geworden.

Dazu soll auch die Landdiskothek „Zum Sonnenstein" aus Harpstedt im Landkreis Oldenburg demnächst beitragen. Sie wird auf dem Gelände des Museums wieder originalgetreu aufgebaut und zu neuem Leben erweckt. „Das ist alles in die Wege geleitet, denn das Haus hat sich verstärkt der Erforschung und Präsentation regionaler Kulturgeschichte der 1950er- bis 1980er-Jahre gewidmet. Damit ist der erste Schritt zu einer geplanten baulichen Erweiterung des Museumsdorfes getan, der den Besuchern einen Einblick in die jüngere Kulturgeschichte der Region zwischen Weser und Ems geben soll", berichtet Uwe Meiners.

Das Freilichtmuseum hat nach Ansicht des Volkskundlers nicht nur neue Akzente gesetzt, es ist – nicht zuletzt wegen der ganzheitlichen Form der Darstellung – auch zu einem Ort geworden, wo man gerne hingeht. „Diese Diskothek ist Bestandteil des ländlichen Raumes und seiner Bewohner gewesen. Es ist die Geschichte der ländlichen Bevölkerung, an die sich viele Menschen gerne erinnern. Somit soll die jüngere Geschichte bis nach dem Zweiten Weltkrieg in den Fokus genommen werden. Dafür wird das Museum baulich bis an die Straße herangeführt, sodass es endlich auch ein Blickfang wird", sagt Uwe Meiners und fügt hinzu: „Das Museum ist kulturpolitisch gut aufgestellt und wird in der Öffentlichkeit sehr gut wahrgenommen."

Mittlerweile muss er sich über die Zukunft des Freilichtmuseums keine Gedanken mehr machen. Das tut jetzt seine Nachfolgerin Dr. Julia Schulte to Bühne. Er wird dem Museum dennoch als Besucher die Treue halten, sich aber in keiner Weise inhaltlich einmischen. „Ich möchte nur ein gern gesehener Gast sein", sagt er und denkt gern an eine erfüllte Zeit zurück. „Alles hat seine Zeit, 22 Jahre an einer Stelle reichen aus, und ich konnte mich jetzt gut trennen. Ich habe schließlich lange gewusst, wann mein Berufsleben endet. Der Tag ist gekommen, und das ist auch gut so, denn jetzt kommt meine Nachfolgerin zum Zug, die viel jünger ist als ich und neue Ideen und Gedanken mitbringt, die dem Freilichtmuseum und auch dem Team guttun werden."

Tatsächlich ist Uwe Meiners nicht von einem Tag auf den anderen aufgabenlos. So ist er Vorstandsvorsitzender der Kreisvolkshochschule Cloppenburg, Vorsitzender der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen und lehrt weiter an der Universität Münster. „Ich bin schon mehrfach angesprochen worden, ob ich mich nicht ehrenamtlich engagieren möchte", verrät er. „Im Moment will ich das nicht. Es kann sein, dass ich es zu einem späteren Zeitpunkt mache. Jetzt möchte ich keine neuen Verpflichtungen eingehen, nicht mehr fremdbestimmt sein, nicht von einem Hamsterrad ins nächste steigen und erst einmal zu mir selbst finden." Deshalb wird er im Sommer seinen lange gehegten Traum verwirklichen und über die Alpen wandern. Sechs Wochen Zeit nimmt er sich dafür und hofft, sich einerseits zu besinnen und andererseits intensiv wahrzunehmen und neu zu entdecken. „Ich möchte herausfinden, was künftig gut für mich ist und was mir Spaß machen könnte. Das klappt nur ohne jeglichen Plan im Hinterkopf." Nur eines ist für ihn schon sicher: Er will mehr Zeit mit seiner Frau, seinen Kindern und vier Enkelkindern verbringen. „Die sind in der Vergangenheit manches Mal zu kurz gekommen", sagt er abschließend.

SPURinSPUR: Meeresräume . Meeresträume . Meereszerstörung

Fotografien, Collagen, Malerei und Kombinationen verschiedener Techniken.

Die Werke Marxfeld-Paluszaks verkörpern auf atmosphärische, verhaltene Weise einen abstrakten Realismus. Foto: Axel Biewer

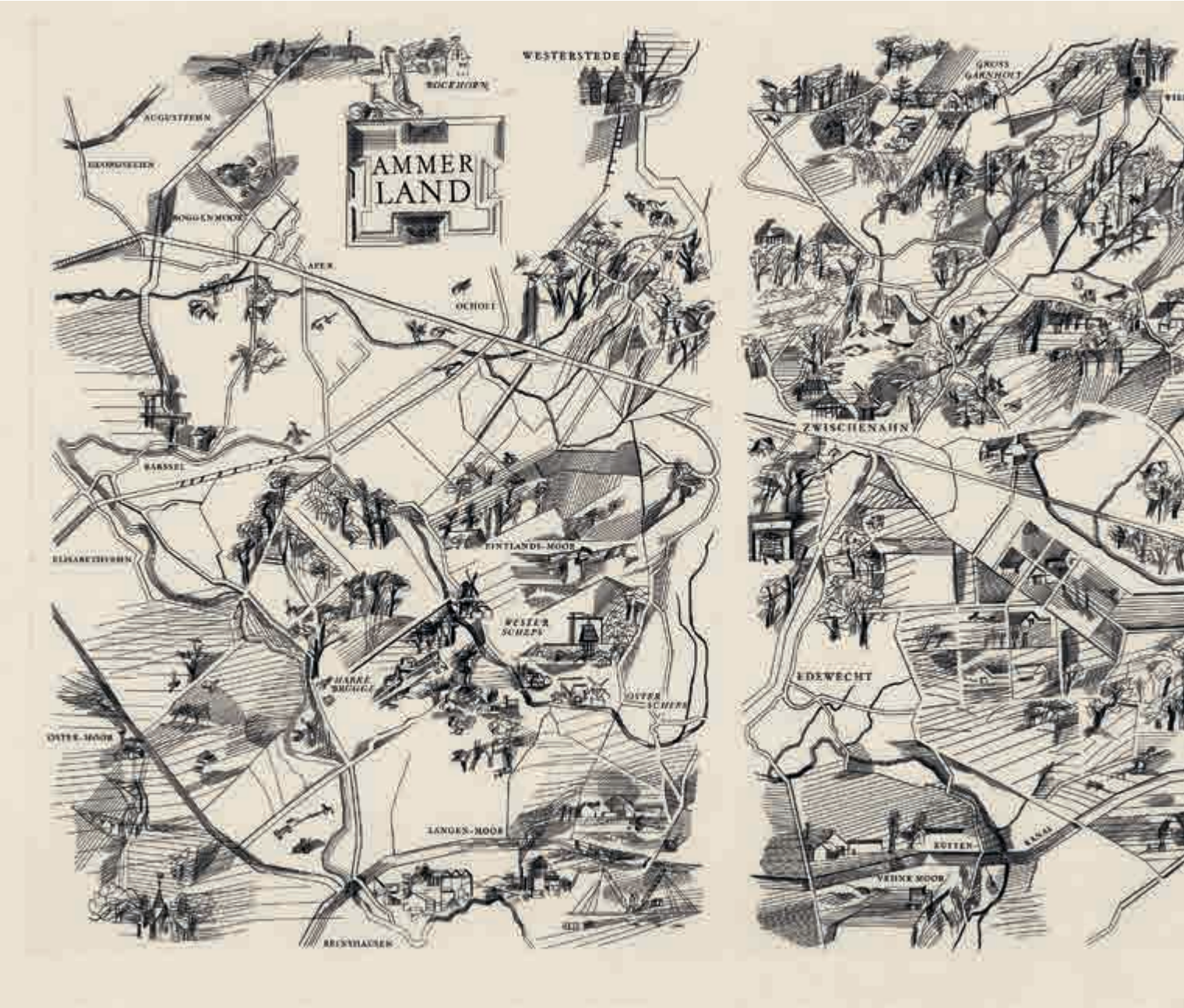
Red. Die Künstlerin Christa Marxfeld-Paluszak, im Jahr 2015 mit der Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft und 2016 mit der Stadtmedaille der Stadt Wilhelmshaven ausgezeichnet, „malt und macht, was sie nicht kennt“.

Ihr aktuelles Ausstellungsprojekt „SPURinSPUR“ folgt ihren Beobachtungen: Die „SPUR“ führt zu einer anderen Art der Meeresraum-Beobachtung, sie führt zu der systematischen, globalen Zerstörung der Natur. Mensch und Tier sind im höchsten Maße gefährdet durch Müllbelastung, Öl, Plastikkonsum und Tourismus. Die im Rahmen des Projekts entstandenen Arbeiten sollen unter anderem zeigen, wie sich Wahrnehmungen auf Grund gesellschaftlicher Erscheinungen verändern. Marxfeld-Paluszak stellt zunehmend Oberflächlichkeit und Verantwortungslosigkeit fest sowie ein Unterschätzen der globalen Verantwortung eines jeden Bürgers.

Es entstand ein Hauptwerk in Form einer Collage von 130 mal 130 Zentimetern, welches angedachte Meeresräume zeigt und auf die Zerstörung durch den Menschen und die Reaktion der Gesellschaft und deren Hilflosigkeit eingeht. Des Weiteren zeigt die Ausstellung acht großformatige Arbeiten mit Ölmalerei, Fotografie und Kopie. Die SPUR setzt sich fort: Fotografie und Kopie werden zur Collage und verzerren den Blick durch Plastikfolie auf die Ansammlung und Anspülung von Müll.

Der von Marxfeld-Paluszak im ersten Teil des Projekts im Jahr 2000 benannte subjektiv irrationale Meeresraum führt sie jetzt zu realen, von Menschen bedrohten Meeresräumen. Alle Arbeiten der aktuellen „SPURinSPUR“ entstanden zwischen Herbst 2017 und Frühjahr 2018.

Die Ausstellung im UNESCO-Weltnaturerbe WATTENMEER-Besucherzentrum wurde mit einer Einführung von Prof. Dr. Antje Sander, Schlossmuseum Jever, am 27. Mai 2018 eröffnet und ist noch bis zum 8. Juli 2018 zu sehen.



Otto Rohse und die filigranen Schönheiten des Ammerlandes

Von Corinna Roeder

Vor 50 Jahren arbeitete der Hamburger Grafiker Otto Rohse (1925–2016) ein ganzes Jahr im Ammerland. Der gebürtige Ostpreuße, der heute als einer der bedeutendsten deutschen Buchgestalter des 20. Jahrhunderts gilt, hatte sich gerade mit dem Katalog zum deutschen Pavillon auf der Weltausstellung 1967 in Montreal international einen Namen gemacht. In der ländlichen Abgeschiedenheit von Groß Garnholt entstanden unter anderem zwei seiner schönsten Pressendrucke – Goethes „Venezianische Epigramme“ und Kleists „Marionettentheater“ – und die großartige Kupferstichfolge „Olden-

Otto Rohse. Karte vom Ammerland. Kupferstich, 1966.

burger Landschaften“. Die Landesbibliothek Oldenburg nimmt dies zum Anlass für eine Retrospektive, die erstmals auch seine Oldenburger Schaffensphase der Öffentlichkeit vorstellt. Die Ausstellung „Otto Rohse. Buchgestalter und Grafiker“ ist noch bis zum 30. Juni 2018 zu sehen.

Auch wer den Namen Otto Rohse noch nie gehört hat, kennt viele seiner Arbeiten. Denn Rohse entwarf seit 1959 zahlreiche Sondermarken für die Deutsche Bundespost. Am bekanntesten wurde die Briefmarken-Dauerserie „Deutsche Bauten aus 12 Jahrhunderten“, die zwischen 1964 und 1969 erst im Holzstich und anschließend in größerem Format als Kupferstich erschien. Die Einbeziehung von Bauten im Gebiet der DDR war in den 60er-Jahren ein Politikum. Otto Rohse prägte mit seinen Briefmarken das Erscheinungsbild der Bundesrepublik Deutschland im In- und Ausland ein Stück weit mit und setzte im Vergleich zu älteren Serien auch grafisch neue Maßstäbe.

Otto Rohse. Briefmarkenserie „Schützt die Natur“. Kupferstich, 1969.

Seine herausragende künstlerische Bedeutung entfaltete Rohse jedoch als Typograf und vor allem als Illustrator bibliophil gestalteter Bücher mit meisterhaften Holzstichen und Kupferstichen. Seine 1943 noch in Königsberg begonnene Ausbildung zum Maler war durch den Krieg unterbrochen worden. Nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft studierte Rohse ab 1948 in Hamburg an der Landeskunstschule Zeichnung, Typografie und Buchgestaltung. 1952 wurde er Assistent von Richard von Sichowsky (1911–1975) und Mitarbeiter an dessen Grillen-Presse, bis er sich 1956 selbstständig machte und zunächst Arbeiten für Verlage und Bibliophilen-Gesellschaften ausführte – unter anderem für die Büchergilde Gutenberg, den Claassen Verlag und den Heinrich Ellermann Verlag sowie die Maximilian-Gesellschaft.

Porträt Otto Rohse. Fotograf unbekannt, ca. 1960.

Um jenseits von Auftragsarbeiten und Gebrauchsgrafik seine eigenen künstlerischen Vorstellungen konsequent verwirklichen zu können, gründete Otto Rohse 1962 eine eigene Presse – die Otto Rohse Presse. Zwischen 1969 und 1999 gab er außerdem die Zeitschrift „Sigill. Blätter für Buch und Kunst“ heraus. Mit der Gründung einer eigenen Presse knüpfte Rohse an die große Tradition der bibliophilen Pressen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an. Die Pressendruckbewegung entstand Ende des 19. Jahrhunderts in England als künstlerischer Gegenentwurf zur massenhaften, industriellen Buchproduktion. Ziel war das ideale Buch, die vollkommene künstlerische Einheit von Inhalt (literarischem Text) und Form (Schrift, Satz, Illustration, Einband, Material) in perfekter handwerklicher Ausführung. Die 52 Bücher und Mappenwerke der Otto Rohse Presse, die zwischen 1963 und 2001 entstanden, wurden vom Künstler bis ins kleinste Detail durchkomponiert und bis auf wenige Ausnahmen von Rohse selbst illustriert, in seiner Druckwerkstatt gesetzt und in teilweise mehrstufigen Verfahren gedruckt. Einer seiner ersten Mitarbeiter war Hartmut Frielinghaus, der

spätere „Horst-Janssen-Drucker“, den Rohse als seinen Schüler 1961 während seiner kurzen Lehrtätigkeit in Offenbach kennenlernte. Auch der Bildhauer und gelernte Schriftsetzer Hubert Kiecol und der Bildhauer Till Verclas arbeiteten mit Rohse zusammen an der erstklassigen Qualität der Drucke. Die Einbände für die Otto Rohse Presse schuf der Hamburger Buchbinder Christian Zwang nach Rohses Entwürfen. Es entstanden Kostbarkeiten wie zum Beispiel Einbände aus geprägtem Oasenziegenleder oder Pergament. Die Werke der Otto Rohe Presse stehen in ihrer künstlerischen Qualität in einer Reihe mit den berühmtesten deutschen Pressen, vor allem der Bremer Presse (1911–1934) und der Cranach-Presse (1913–1933).

1965 stellte Otto Rohse im Landesmuseum Oldenburg aus. Der Kontakt zu Museumsdirektor Herbert Wolfgang Keiser bestand schon einige Jahre. Mit den Kupferstichen „Schloss Oldenburg“ und „Oldenburger Wunderhorn“ begann eine größere Reihe von Arbeiten im Raum Oldenburg. 1965 traf Rohse auch erstmals Rolf Bölts in Westerscheps. Bölts, damals Europas größter Entenzüchter, war kunstinteressiert und selbst ein erfolgreicher Filmemacher. Er plante eine umfangreiche Familienchronik unter dem Titel „Hausbuch der Boltingk Bolties Bölts im Ammerland seit 1438“ erstellen zu lassen und beauftragte Otto Rohse mit den Illustrationen. Im Sommer und Herbst 1966 verbrachte Rohse dafür einige Wochen im Ammerland, zeichnete Gebäude, Stallungen, Enten und Puten, aber vor allem die flache Landschaft mit ihren Wiesen, Mooren und charakteristischen Bäumen. Es entstanden erste Holzstiche mit Stillleben, eine große Karte des Ammerlandes (ein Kupferstich von zwei Platten) und – ungewöhnlich für Rohse – auch rustikale, farbige Holzschnitte.

Von Juli 1967 bis Mai 1968 bewohnte Otto Rohse dann mit seiner Frau, der Keramikerin Marianne Rohse, geborene Schild, und den beiden dreijährigen Töchtern Friederike und Elisabeth das leer stehende Gutshaus in Groß Garnholt, das sich im Besitz von Bölts befand. Dort entstanden weitere Einzelblätter für das Hausbuch, vor allem aber die große Kupferstichserie „Oldenburger Landschaften“. Abends arbeitete Rohse außerdem an den Illustrationen für die „Venezianischen Epigramme“. Dafür nutzte er Zeichnungen aus einem früheren Venedig-Aufenthalt. Auch vier Sondermarken der Serie „Schützt die Natur“ entstanden in Garnholt.

Der Aufenthalt Otto Rohses im Ammerland markiert den Beginn einer besonders produktiven Schaffensperiode zwischen 1967 und 1977. In diesen späten 60er-Jahren entwickelte Rohse neben dem Holzstich, mit dem er sich schon zuvor einen Namen gemacht hatte, auch den Kupferstich zur Meisterschaft. In den Oldenburger Arbeiten konzipierte Rohse erstmals mehrfarbige Kupferstiche. Die Platten wurden auseinandergeschnitten, getrennt eingefärbt, zusammengelegt und in einem Druckgang gedruckt. Bei dem aufwändigen Druckverfahren bildet das Papier an den Stoßkanten der Platten kleine Wülste,

Otto Rohse (1925– 2016).
Buchgestalter und Grafiker

Die Ausstellung ist vom
noch bis 30. Juni 2018
in der Landesbibliothek Oldenburg
Pferdemarkt 15
26121 Oldenburg
zu sehen.

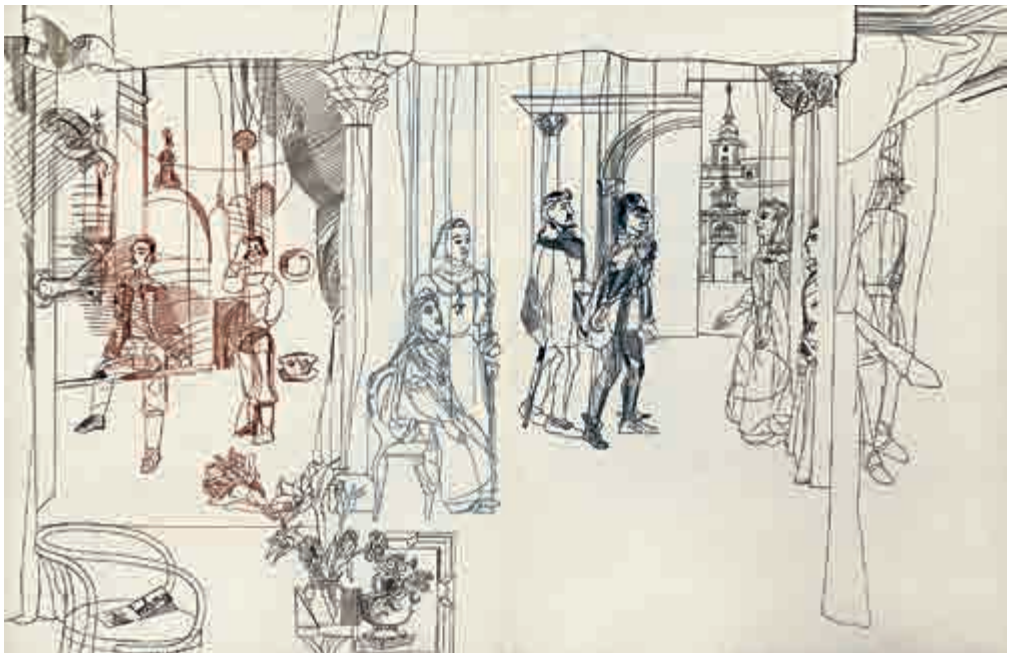
Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag
10–19 Uhr
Samstag 9–12 Uhr

Der Eintritt ist frei.

Oben: Rohses Stil ist schlicht, zart und unverwechselbar. Großer Moorsee. Kupferstich aus der Serie „Oldenburger Landschaften“, 1967.

Rechte Seite, von oben: Dank großzügiger Leihgaben seiner beiden Töchter kann erstmals die Oldenburger Zeit Otto Rohses ins Licht der Öffentlichkeit gestellt werden. Otto Rohse. Gutshaus Groß Garnholt. Zeichnung, 1967.

Otto Rohse. Marionetten II (Szene). Kupferstich. Erschienen in Heinrich von Kleist „Über das Marionettentheater“, 9. Druck der Otto Rohse Presse, 1969.



die wie Blindprägungen als weiße Linien eigene gestalterische Akzente setzen. In den „Oldenburger Landschaften“ ist der unverwechselbare Stil von Rohses Kupferstichen bereits vollendet: Unabhängig vom tatsächlichen Format wirken die Stiche großzügig, leicht, skizzenhaft mit ihren offenen Bildgrenzen. Charakteristisch ist der Gegensatz von ausgearbeiteten und nur angedeuteten Bildpartien. Der Weißraum tritt als wichtiges Gestaltungselement neben das Geflecht der präzise und gleichmäßig gestochenen Linien und lässt Freiraum für Assoziationen. Otto Rohses „Oldenburger Landschaften“ mit ihren knorrigen Bäumen, geduckten Häusern und spiegelnden Wasserflächen sind in ihrer dezenten Farbigkeit von einer filigranen Schönheit, die sich dem Betrachter erst auf den zweiten Blick erschließt, aber umso tiefer beeindruckt.

In Oldenburg bekam Rohse noch eine weitere entscheidende Anregung: „Genzels Marionettentheater“, das Keiser für das Landesmuseum erworben hatte, inspirierte ihn zu Heinrich von Kleists „Über das Marionettentheater“. Das Buch mit seinen großformatigen Kupferstichen ist in der Beziehung von Text und Bild, Typografie und Illustration ein Meisterstück ersten Ranges und seit seinem Erscheinen 1969 ein gesuchtes Sammlerobjekt. Leichtigkeit der Form und Ernst der Aussage von Kleists philosophischem Text korrespondieren vollendet mit den mehrfarbigen Puppendarstellungen Rohses. Die Kupferplatten wurden nicht mehr zersägt, sondern so komponiert, dass sie verschieden eingefärbt und in einem Druckvorgang abgezogen werden konnten. In einem der doppelseitigen Szenenbilder sieht man links im Hintergrund Venedig auftauchen, rechts erscheint das Oldenburger Schloss.

Die Beziehung Otto Rohse zum Nordwesten vertiefte sich nochmals in den 90er-Jahren durch Vermittlung des bibliophilen Rohse-Kenners und Sammlers Onno Feenders aus Emden: 1995 lud die Johannes a Lasco Bibliothek auf Anregung von Feenders den Künstler erstmals zu einer Ausstellung nach Emden ein. Rohse war begeistert von dem „zartmächtigen Gehäuse“ der Bibliothek mit seiner Verbindung von gotischer Kirchenruine und moderner Architektur. In den Folgejahren erwarb die Johannes a Lasco Bibliothek sämtliche Kupfer- und Holzstiche zu den Pressendrucken, Mappen und Briefmarken sowie die originalen Kupferplatten und Holzstöcke. Sie bewahrt damit heute den größten Teil seines Werkes. Feenders ist auch Kurator der aktuellen Ausstellung in der Landesbibliothek Oldenburg, die vorwiegend Exponate aus seiner Privatsammlung zeigt. Neben der Johannes a Lasco Bibliothek stellen Friederike Rohse und Elisabeth Scheikowski, geborene Rohse, weitere Leihgaben aus dem Nachlass des Künstlers zur Verfügung, die teilweise noch nie öffentlich gezeigt wurden.

Symbiose von Nutzung und Renaturierung

Hochmoor Esterweger Dose

Von Günter Alvensleben

Diese Seite von oben: Fast verloren wirkt die Torfbahn in den weiten Moorbereichen. Allein das Gleisnetz beträgt über 40 Kilometer. Foto: Gerhard Block

Das wichtigste Hinweisschild! Hier befindet sich ein Naturschutzgebiet. Die Natur hat höchsten Stellenwert. Foto: Günter Alvensleben

Rechte Seite von oben: Beeindruckende Torfmengen sind täglich zu bewältigen. Foto: Gerhard Block

Ein Beispiel für gelungene Renaturierung. Es blüht wieder das Wollgras. Foto: Gerhard Block

Westlich der Saterländer Ortsteile Ramsloh (Roomelse), Scharrel und Sedelsberg erstreckt sich das Moorgebiet „Esterweger Dose“ mit dem Saterländer Westermoor. Mit 5.000 Hektar Fläche gehört dieser Bereich zum größten zusammenhängenden Hochmoorgebiet Norddeutschlands, ja sogar Mitteleuropas. In den streng geschützten Restmoor- und Renaturierungsflächen haben zahlreiche, teilweise auch gefährdete Pflanzen- und Tierarten nach wie vor ihr Zuhause. Dem über Jahrhunderte unwegsamen Moor verdankt die heutige, ursprünglich von Westfalen und später von Friesen besiedelte Gemeinde Saterland ihr kulturell selbstständiges Überleben als kleinste Sprachinsel Europas, denn in früherer Zeit waren die saterfriesischen Orte von Strücklingen bis Sedelsberg lediglich von Norden her über die Sagter Ems zu erreichen.

In dem im Landkreis Cloppenburg gelegenen Moorbereich, wie auch in den angrenzenden Gemeinden Esterwegen (Landkreis Emsland) und Ostrhauderfehn (Landkreis Leer), wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts, wenn auch mit bescheidenen technischen Möglichkeiten, mit der Kultivierung der seit der Eiszeit gewachsenen Hochmoore mit Mächtigkeiten von sechs bis zwölf Metern begonnen. Die für die Natur folgenschweren Eingriffe in einem bis dahin völlig unberührten und von Menschen

gefürchteten landschaftlichen Raum war politisch und gesellschaftlich gewollt, denn im Zusammenhang mit Besiedlungsabsichten mussten landwirtschaftlich genutzte Kulturflächen geschaffen und der seinerzeit für die Energiegewinnung notwendige Rohstoff Torf gewonnen werden. Mit der Erschließung und Urbarmachung der Moorflächen, zunächst vor allem in den Randbereichen, profitierte die Saterländer Wirtschaft lange Zeit vom „Grauen Gold“ der Natur, vom Torf, insbesondere vom Brenntorfexport nach Ostfriesland.

Bis es zu einem geordneten Torfabbau und einer wirtschaftlichen Nutzung von neuen Ackerbauflächen kam, geschweige denn an einen naturgerechten Rückbau gedacht werden konnte, war es jedoch ein weiter Weg. In den Ortsbereichen des Saterlandes wurden ab 1940 bereits erschlossene Moorflächen und bewirtschaftete Gebiete durch Umlegungsverfahren gesichert und ab Mitte der 1950er-Jahre umfangreiche Flurbereinigungsmaßnahmen durchgeführt. Die ursprünglich 5.000 Hektar umfassende Moorfläche der Esterweger Dose erfuhr schon frühzeitig grundlegende Veränderungen durch intensiven Torfabbau. Doch der sich durchsetzende Naturschutzgedanke erreichte, dass in den vergangenen 25 Jahren rund 3.000 Hektar des Hochmoores wieder renaturiert und vernässt werden konnten. Die gesamte Fläche wurde 2005 im Rahmen der Niedersächsischen Torfmoorprogramms unter Naturschutz gestellt und überlappt sich teilweise mit einem FFH-(Flora-Fauna-Habitat)-Gebiet. Beeindruckende Unterschiede zwischen großflächigen Torfabbaubereichen und weiträumig angelegten Renaturierungsflächen machen die landschaftspflegerischen Maßnahmen deutlich. Jetzt trifft man dort wieder auf Torfmoose, Wollgras, Bentgras und Heide sowie auf eine lebendige Fauna, unter anderem mit Krickenten, Schwarzkehlchen, Brachvögeln und Fasanen.

Im landwirtschaftlichen Bereich des Saterländer Westermoores war der Kaufmann Lanwer bereits Ende des 19. Jahrhunderts aktiv und gründete 1907 das Moorgut Ramsloh. Mehrfach wechselte der Betrieb den Eigentümer. Die Oldenburgische Moorgesellschaft (OMG) forcierte in den 20er-Jahren die Abbau- und Entwässerungsarbeiten und erwarb einige Flächen dazu, um ein Weißtorfwerk wirtschaftlich betreiben zu können. Ab 1941 führte die Firma Krupp das torf- und landwirtschaftliche Unternehmen bei einer Ausdehnung von rund 800 Hektar weiter. Der Bund übernahm 1957 den ehemaligen Krupp-Betrieb in Eigenregie, verpachtete jedoch 1959 die Abbaufläche mit der zu dieser Zeit größten Ausdehnung an die Firma Werner Koch. Sie betreibt bis heute als führendes Rohstoffunternehmen das Moorgut Ramsloh (Torfwerk Moorkultur Ramsloh). Allerdings war der Pachtvertrag mit der Auflage verbunden, dass der Bund jederzeit diverse Flächen für Eigenmaßnahmen in Anspruch nehmen konnte. So befand sich von 1962 bis 1971 auf dem Gelände eine Außenstelle der Strafanstalt Lingen und von 1975 bis 1989 beanspruchte das Verteidigungsministerium ein 600 Hektar großes Gelände für die Errichtung des NATO-Langwellensenders mit acht 352 Meter hohen Funktürmen, der nach wie vor in Betrieb ist. Die Firma Werner Koch musste den Brennstoffbetrieb einstellen, errichtete jedoch Ende der 80er-Jahre eine Mahl- und Mischanlage für lose Schwarztorfsubstrate, übernahm 1999 alle ehemaligen bundeseigenen Wege und Gebäude und pachtete einige Bundesflächen zusätzlich an.

Zurzeit beträgt die der Firma Koch zur Verfügung stehende Abtorfungsfläche gut 1.000 Hektar; davon werden derzeit 600 Hektar genutzt. Die Abbaurechte sind bis 2030 gesichert. Jährlich werden circa 300.000 Kubikmeter Schwarztorf nach entsprechender Bearbeitung in der Mahl- und Mischanlage geliefert. Der Torf geht im Verbund mit Vertriebsfirmen in erster Linie an Erwerbsgartenbaubetriebe, denn ohne Torfkultursubstrat ist nach wie vor ein ertragreicher und naturgemäßer Gartenbau nicht möglich. Stolz ist man bei der Firma Werner Koch, beim Torfwerk Moorkultur Ramsloh, darauf, dass auf zehn Hektar Fläche Torfmooranzucht betrieben und im Bereich ihres Firmengeländes die abgebaute Moor- und Torflandschaft vorbildlich zu ihrem Ursprung zurückgeführt wird. Damit nimmt die Pflege der Natur einen hohen Stellenwert ein. Von diesem verantwortungsvollen Engagement der Firma Werner Koch können sich interessierte Besucher im Sommer bei einer zweistündigen Moorbahnfahrt mit dem „Seelter Foonkieker“ auf einem Teilstück des 40 Kilometer langen Gleisnetzes durch das Saterländer Westermoor bei fachmännischer Begleitung überzeugen. Eine hervorragende Gelegenheit, das Moor zu erleben und im wahrsten Sinne des Wortes zu erfahren!

Info:
Torfwerk Moorkultur Ramsloh
Telefon und Fax: 04498/7068830
E-Mail: info@moorfahrten.de
Internet: www.moorfahrten.de

Von Herzögen und Hofmalern

Ausstellung im Schlossmuseum Jever anlässlich des Doppeljubiläums 1818/1918

von Andreas Puth

„[...] mit völliger Ruhe würde ich auch meinem Alter entgegen sehen, wenn Ew. Herzog Durchl. die Gnade hätten, mich in die vorige Lage wieder zu versetzen, die mich sonst so glücklich machte. Es wird mir jetzt auch bey aller Einschränkung zu schwer, den Beytrag zur Witwenkasse zu entrichten, und meinen Knaben die gehörige Erziehung geben zu lassen. [...] Ich wage es mich, der Gnade und Unterstützung Ew. Hochfürstl. Durchlaucht zu empfehlen, und verharre Durchlauchtigster Fürst Ew. Herzogl. Durchlaucht unterthänigster Ludw. Strack.“ Mit diesen Zeilen ersuchte Ludwig Philipp Strack (1761–1836) am 20. Februar 1814 Herzog Peter Friedrich Ludwig um die abermalige Ernennung zum Hofmaler. Nach der Rückkehr des Herzogs aus dem Exil hoffte er, seine Existenz wieder auf eine gesicherte materielle Grundlage stellen zu können – eine Hoffnung, die schließlich erfüllt werden sollte. Stracks Brief veranschaulicht beispielhaft die Schwierigkeiten und Zwänge, denen sich Künstler auch in einem Zeitalter ausgesetzt sahen, das zunehmend vom Aufstieg des Bürgertums geprägt war. Dabei hatte er durchaus Auftraggeber in der Elite Hamburger Senatoren und Kaufmänner gefunden. Doch auch der Wirtschaftsboom um 1800, der für einige Jahre internationale Künstlermigranten in die traditionell als kunstfeindlich verschriene Metropole lockte, war

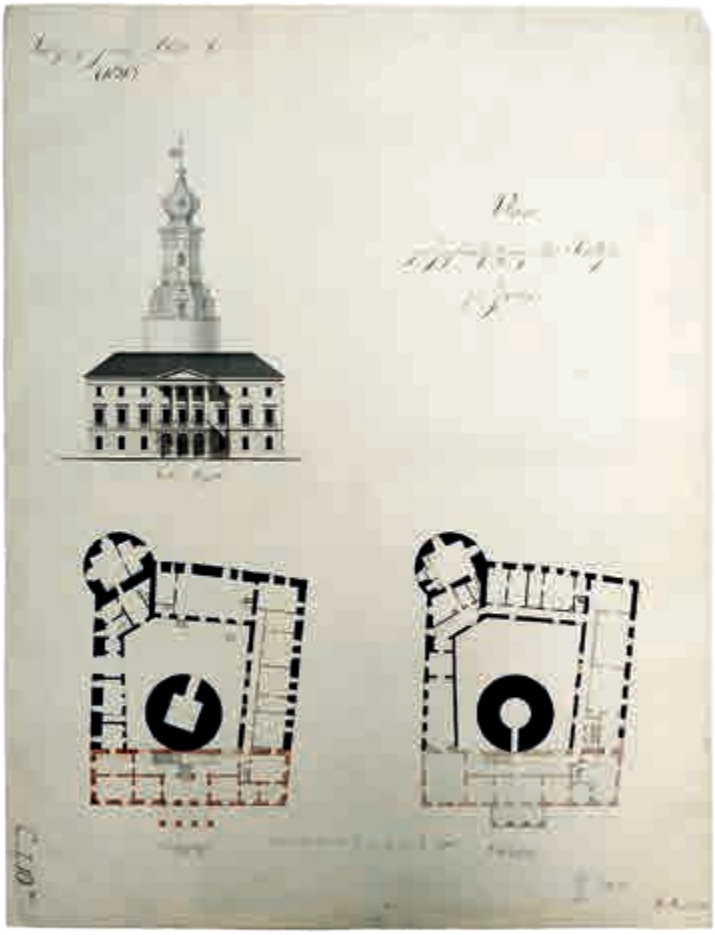
Ausstellung im
Schlossmuseum Jever
Kunst im Auftrag des Herzogs!
Oldenburger Porträt- und Landschaftsmalerei im 19. Jahrhundert
10. Juni bis 4. November 2018
Montag bis Sonntag 10–18 Uhr

angesichts der Zeitläufte stets gefährdet und sollte tatsächlich nicht von Dauer sein. Den gefeierten französischen Porträtmaler Jean-Laurent Mosnier (1743–1808), der 1797 von London nach Hamburg übergesiedelt war und dort lukrative Auftraggeber fand – nicht zuletzt auch Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg –, lockte vier Jahre später die Aussicht, am Zarenhof in St. Petersburg tätig werden zu können. Und auch Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751–1829), der infolge der französischen Besetzung Neapels 1799 seine dortige Position als königlicher Akademiedirektor aufgegeben hatte, noch heiraten wollte und seit 1801 ebenfalls in Hamburg lebte, war auf der Suche nach einer Anstellung, die es ihm ermöglichte, die verhasste Porträtmalerei zugunsten der kunsthierarchisch an oberster Stelle stehenden Historienmalerei sowie anderen ambitionierten Projekten aufgeben zu können. Auch er fand seinen Gönner schließlich in Peter Friedrich Ludwig, der ihm durch die Ernennung zum Hofmaler und Galerieinspektor einen gesicherten Lebensabend in Eutin ermöglichte. Mit dieser Ernennung waren freilich umfangreiche Verpflichtungen zu erfüllen. Für das Oldenburger Schloss führten sowohl Tischbein als auch Strack großformatige Bilderzyklen für ganze Säle aus. Jahrzehnte später sah es für den über 26 Jahre hinweg geförderten Ernst Willers (1802–1880) nicht anders aus: Als Großherzog Nikolaus Friedrich Peter 1855 über eine abermalige Verlängerung von dessen Romstipendium zu entscheiden hatte, stellte er die Bedingung, dass der Maler eine strapaziöse und damals keineswegs ungefährliche Griechenlandreise unternehmen solle, um auf der Grundlage der dort gesammelten Eindrücke ab 1861 als Hofmaler einen Gemäldezyklus zu schaffen.

Tischbein und Strack waren Vettern aus vielfach miteinander versippten Familien, die über mehrere Generationen hinweg immer wieder Malerinnen, Maler und Architekten hervorbrachten. Dabei waren es die Stracks, deren Schicksale auf besondere Weise mit dem Hause Oldenburg verknüpft bleiben sollten. Noch in fortgeschrittenem Alter hatte Ludwig Philipp für Großherzog Paul Friedrich August die 1818 erfolgte Übertragung der Herrschaft Jever an Oldenburg gleichsam visuell nachzuvollziehen: 1829/30 schuf er Ansichten von Jever und der Insel Wangerooge – ein Bild, das Oberkammerherr Friedrich von Alten in seinem 1874 erstellten Inventar der im Schloss Jever aufbewahrten Kunstwerke zusammen mit 21 weiteren Werken des Künstlers verzeichnete. In jenem Inventar erscheint auch mehrfach „Strack junior“: der jüngste Sohn des Landschaftsmalers, Ludwig (1806–1871). Dieser hatte 1838 mehrere Herrscherporträts zu kopieren, was jedoch – wie aus zeitgenössischen Quellen hervorgeht – nicht ohne Komplikationen abging. Seine Bewerbung um die vakante Stelle des Hofmalers fand keine herzogliche Zustimmung: „[...] der gute Strack ist ein gar zu kleines und faules Genie.“ Ludwigs Bruder Heinrich (1801–1880) erging es besser: Peter Friedrich Ludwig ermöglichte durch ein Stipendium dessen Ausbildung als Architekt in Kopenhagen; und auch wenn sein hochfliegender Plan für eine Neugestaltung des Schlosses Jever mit einer klassizistischen Palastfassade (1831) ein unausgeführter Architektentraum blieb, prägte er mit seinen Oldenburger Bauten der 1830/40er-Jahre das Antlitz der Residenzstadt.

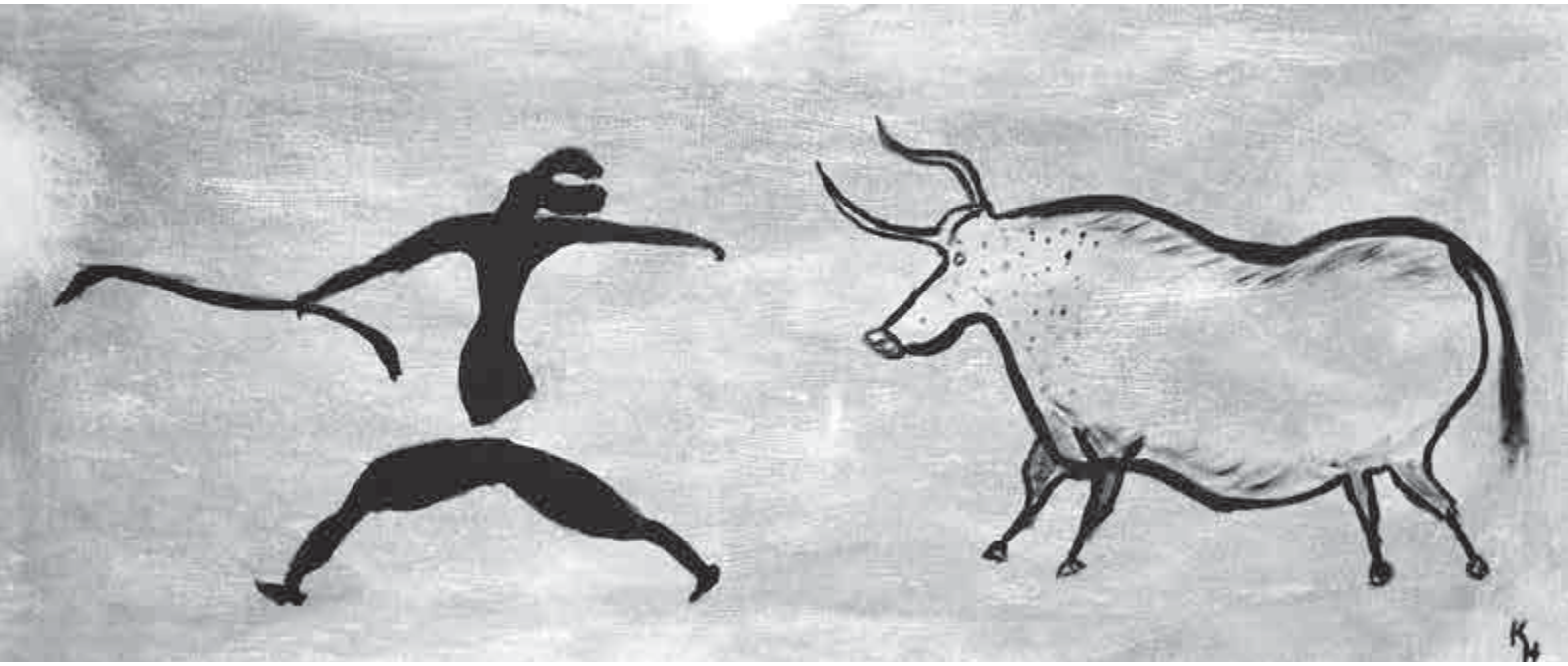
Dass Strack juniors Bilder für die Jeversche Herrschergenealogie verschollen sind, ist nur eine geringe Folge der tiefgreifenden Zäsur von 1918. Ab dem 10. Juni 2018 wird jedoch im Schlossmuseum Jever den hier genannten – sowie zahlreichen weiteren – Künstlern in ihren jeweiligen Abhängigkeits- und Auftragsverhältnissen noch einmal ein gebührender Stellenwert eingeräumt. Denn ihre Werke sind sowohl visuelle Projektionen der jeweiligen Agenda ihrer Dienstherren als auch individuelle Zeugnisse von Kreativität, die inmitten der Zwänge konkreter Lebenswirklichkeiten umgesetzt werden musste.

Andreas Puth ist Kunsthistoriker und ist im Rahmen der „Musealog“-Weiterbildungsmaßnahme am Schlossmuseum Jever tätig.



Linke Seite: Ludwig Philipp Strack, Ansicht von Wangerooge, 1830, Stadtmuseum Oldenburg. Foto: Schlossmuseum Jever

Oben: Heinrich Strack, Plan zur Instandsetzung des Großherzoglichen Schlosses zu Jever, 1831, (Schlossmuseum Jever, Foto: Basel Mansour)



Woher wir kommen und wer wir sind

Die Entstehung Europas

Von Svea Bücker

Das Europa von heute ist eine der größten Errungenschaften der Menschheit. Doch was ist eigentlich gemeint, wenn von „Europa“ die Rede ist? Geografisch gesehen ist Europa größtenteils von Wasser umgeben und somit eigentlich eine große Halbinsel. Die Ursprünge der Europäer liegen in Vorderasien, in der Levante und in Afrika. Von Anfang an trafen und vermischten sich in Europa die Kulturen – was mit ein Schlüssel zu Kraft und Kreativität dieses Kontinents ist.

Erste Völkerwanderungen ab 100.000 v. Chr.

Als die ersten Menschen von Afrika aus die Welt eroberten, herrschte in Europa Eiszeit. Ein dicker Eispanzer zog sich über die heutigen Städte London, Berlin und Warschau. Dies schreckte den Homo Sapiens aber nicht ab, und er kam über den Nahen Osten, die Levante und Rumänien auf den Kontinent. Mit der Zeit wurde es wärmer in Europa und die Eiszeit ging etwa 10.000 v. Chr. ihrem Ende entgegen. Die ersten Homo Sapiens treffen in Europa auf die Neandertaler und verbinden sich mit ihnen, sodass in jedem Europäer auch heute noch ein Stück Neandertaler steckt. Vor 30.000 Jahren starben die Neandertaler aus und der Mensch übernahm. Die Jäger und Sammler lebten in Gruppen, meist in felsigen Gebieten, da sie dort Höhlen als Unterschlupfe fanden. In diesen entwickelten sich auch die ersten kulturellen Werke der Menschen. In Höhlenmalereien, die vor 40.000 Jahren erstellt wurden, zeigt sich, dass der Mensch bereits damals über sich selbst nachdachte und seine Umgebung genauesten beobachtete. Mit den ersten Höhlenmalereien wurde so eine neue Kommunikationsform erschaffen, die man auch heute noch beispielsweise in der Chauvet-Höhle in Frankreich bestaunen kann.

Erste Kultstätten entstehen vor 5.000 Jahren

Über ganz Europa verteilt entstanden steinerne Monumente, die zum ersten Mal eine europäische Gemeinsamkeit zeigten. Die ersten sesshaften Völker bewegten dafür, wie beispielsweise in Stonehenge, tonnenschwere Steine. Der Aufbau und

Von links: Die Höhle von Lascaux in Frankreich ist mit bedeutenden Höhlenmalereien aus dem Jungpaläolithikum gestaltet und ist Weltkulturerbe der UNESCO. Foto: Klaus Hausmann

Der Homo neanderthalensis („Neandertaler") ist ein ausgestorbener Verwandter des Homo sapiens, dem heutigen Menschen. Foto: Pixabay

Die Methode des Feuerbohrens ist wesentlich schwieriger als beispielsweise mit einem Feuerstein Funken zu schlagen und erfordert viel Geduld. Foto: Pexels

Die Eisenzeit reichte im nördlichen Mitteleuropa von etwa 750 v. Chr. bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. Foto: Pixabyay

Transport muss für die Menschen damals sehr anstrengend gewesen sein. Dafür mussten sie sich so perfekt wie möglich organisieren und spezielle Techniken entwickeln. Eine große Rolle spielten wahrscheinlich feste Riten und Kulte, die diese frühen Gesellschaften zusammenhielten. Doch Europa lebte im Gegensatz zu den Ägyptern, die bereits ihre ersten Pyramiden bauten, und dem Nahen Osten, in dem erste Städte entstanden, noch in der Steinzeit.

Kreta als erste Handelsmacht und Ort europäischer Hochkultur

Die Bewohner Kretas waren begabte Seefahrer und Kaufleute. Mit dem Anbau von Oliven und dem geschickten Verkauf von Olivenöl wurden sie zur ersten Handelsmacht mit einem beeindruckenden Netzwerk über das ganze Mittelmeer bis nach Ägypten und Mesopotamien.

Auch die erste europäische Hochkultur – die Minoer – entstand auf Kreta ca. 2.000 v. Chr. Das Wissen über die Minoer ist jedoch nicht sehr groß. Es ist allerdings anzunehmen, dass die minoischen Herrscher nicht so sehr an persönlicher Machtausübung interessiert waren, denn die ersten europäischen Gesetze und Gerichte haben hier ihre Wurzeln. Vom Familienrecht bis zum Strafrecht war alles untereinander geregelt. Die Minoer waren auch die ersten Europäer, die lesen und schreiben konnten. Ihre Schrift haben sie von den Phöniziern übernommen, womit das Alphabet aus dem Nahen Osten die Mutter aller europäischen Schriften ist. Die Bedeutung der alten minoischen Schrift geriet zwar in Vergessenheit, doch nach dem Beispiel der Minoer entwickelten die Griechen ihr Alphabet. Danach entstanden auch unsere lateinischen und die kyrillischen Schriftzeichen.

Die griechische Kultur prägt über Jahrhunderte die europäische Entwicklung

In Griechenland haben sich etwa 1500 Stadtstaaten rund um das östliche Mittelmeer und das Schwarze Meer gebildet. Das griechische Festland ist von Bergen und Schluchten durchzogen, sodass in den einzelnen Stadtstaaten isolierte Gemeinschaften entstehen, die auf den Austausch und Handel miteinander angewiesen sind. Die Organisationen waren so unterschiedlich wie die Städte selbst, von Oligarchien bis hin zu Tyranneien.

In einem der Stadtstaaten herrscht zum ersten Mal in der Weltgeschichte das Volk. In Athen wurde dank der Reformen der griechischen Politiker Solon und Kleisthenes im 6. Jahrhundert v. Chr. die Verantwortung auf die Schultern aller Männer verteilt. Bei der Ämterbesetzung vertrauten sie auf eine Wahlmaschine, bei der das Los

Von links: Die Stadt Athen gründet auf dem Bau eines mykenischen Palastes auf der Akropolis und gilt bis heute als „Wiege der Demokratie“. Foto: Gonbiana

Athen ist heute die bevölkerungsreichste und flächengrößte Stadt Griechenlands und zieht jährlich tausende von Besuchern aus aller Welt an. Foto: Ivan Pais

Der größte minoische Palast in Knosses auf Kreta soll bis zu 1300 Räume beinhaltet haben. Foto: bigfoot

entscheidet, womit der Korruption keine Chance gelassen wurde. Die Demokratie in Athen entwickelte sich natürlich nicht über Nacht, sondern langsam, Schritt für Schritt mit immer wieder vorkommenden Reformen. Die Demokratie Athens ruhte auf den drei Säulen: Verfassung, Volksversammlung und unabhängige Gerichte und blieb für 200 Jahre lebendig. Die Gerichte prägten mit prächtigen Bauwerken auch das Gesicht der Stadt. Den griechischen Einfluss in Europa kann man auch heute noch erkennen, denn in vielen Parlamentsgebäuden Europas spiegelt sich die Architektur Griechenlands wider.

Erster, europäischer Zusammenhalt

Im Jahr 490 v. Chr. ist das Perserreich die Weltmacht seiner Zeit. Es sieht sich jedoch von den konkurrierenden Städten Sparta, Korinth und Athen bedroht. Der gemeinsame Gegner schweißt die Griechen zusammen, gemeinsam reagieren sie mit einem Präventivschlag und bezeichnen ihre Heimat zum ersten Mal als europäisch. Athen gewinnt gegen die Perser, zwar geht der Krieg weiter, aber die Zukunft des Kontinents entscheidet sich.

Im 4. Jahrhundert gründeten die Griechen Kolonien rund ums Mittelmeer. Unter anderem in Massalia, dem heutigen Marseille, von wo aus der Entdecker Pytheas aufbrach, um den Norden Europas zu erkunden. Mit der Entdeckung brachte er das Weltbild der Griechen durcheinander. Denn diese dachten, dass die klügsten und besten nur am Mittelmeer Zuhause sein können. Pytheas trifft im Norden auf die Kelten, die kein einheitliches Volk waren und kein Reich gründeten. Im Gegensatz zu den Griechen lebten sie in vielen unterschiedlichen Stammesverbänden. Sie pflegten aber gemeinsame Bräuche, und wenn sie sich bedroht fühlten, hielten sie zusammen – das klingt schon fast europäisch, könnte man sagen. Im 1. Jahrtausend v. Chr. breiteten sie ihre Stammesgebiete von Zentraleuropa bis nach Anatolien und Britannien aus. Die Griechen dachten, dass im Norden nur rückständige Bar-

Woher kommt der Name Europa?

Wörtlich übersetzt stammt das Wort Europa vom griechischen Wort „erebos“. Das bedeutet „dunkel“ und soll für das Abendland, als Ort an dem die Sonne untergeht, stehen.
Allerdings gibt es auch eine sagenhafte Gründungsgeschichte für den Namen Europa. In der griechischen Sagenwelt war die phönizische Königstochter Europa namensgebend. In diese verliebte sich der Göttervater Zeus, der sie auf die Insel Kreta entführte. Dort angekommen, machte er Europa zu seiner Frau und zur Königin von Kreta. Als irdische Gemahlin Zeus’ sollte sie von nun an unsterblich sein. Der Erdteil, der sie aufgenommen habe, solle für alle Zeiten ihren Namen tragen.

baren lebten, doch gaben sie ihnen mit Kelten, was so viel wie die Tapferen heißt, einen schmeichelhaften Namen. Außerdem wollten die Griechen Handel mit ihnen treiben. So tauschten sie zum Beispiel Oliven und Wein gegen Bernstein und Zinn, denn die Kelten waren nicht nur gute Krieger, sondern auch begabte Metallhandwerker. Und sie fanden Geschmack an der mediterranen Lebensart, vor allem an Wein. So waren es die Kelten, die die ersten Städte nördlich der Alpen bauten. Eine der bekanntesten ist die Heuneburg, die ca. 600 v. Chr. im heutigen Süddeutschland errichtet wurde. Innerhalb der Städte organisierten die Kelten ihr Leben. Sie kannten die Arbeitsteilung, benutzten Geldmünzen und trieben immer mehr Handel mit den Griechen.

Ob Kunst, Architektur, politisches Denken oder der Handel mit den Kelten, im alten Griechenland herrschte bereits damals in vielen Bereichen eine offene und kultivierte Gesellschaft. Europa hat so immer wieder von den Griechen gelernt und die Geschichte des Kontinents maßgeblich geprägt.

Dree Jungs ut Bremen-Nord, de Plattdüütsch mit Elektrobeats in't 21. Jahrhunnert bracht hebbt: Malte, Thorben un Jakob sind „De Fofftig Penns".
Foto: Konrad Beyer

Bild ünnen: So lütt hett dat 2003 anfungen.
Foto: De Fofftig Penns

Nu is't (r)ut – De Fofftig Penns hollt up!

Von Stefan Meyer

„Löppt", „Gröön un Witt", „Dialektro", dat sind middewiel plattdüütsch Evergreens van de plattdüütsch Hip-Hop-Band „De Fofftig Penns".

Junge Musikers, de mit plattdüütsch Musik junge Lüe to faten kriegt un in utverkófft Hallen speelt? Dat is vör över teihn Jahr noch nich to glöven ween. Man denn kemen dree plietsche Jungs ut Bremen-Nord. Maakt elektronischen Skandaal up de Bühn un bringt us mit gnifflachen Texten us Heimat weer up'n Musikmarkt trügg.

Al siet Kinnerdagen kennt Malde, Jaykopp un Torbo sik un stellt 2003 de Elektrorap-Koppel up de Been. Anfangs noch mit Coverversionen, later mit eegen leeders. De Naam „De Fofftig Penns" is een Översetten van de Rapper „50 Cent".

Dat dat so een Erfolg ward un de Jungs de plattdüütsche Welt so dör'nannersmieten, hebbt se woll sülvens nie nich dacht. 2009 is de eerst Uptritt up'n Bremer Karkendag. In't sülvige Jahr geiht dat al in't Utland na Leeuwarden in de Nedderlannen. Dor speelt se bi „Liet International" un verträen dor de Plattdüütschen in dissen „Eurovision Songcontest" för Regional- un Minnerheitenspraken.

Flink sind dat Institut für niederdeutsche Sprache un de Landskupsverbännen mit dorbi. 2010 maakt „Platt is cool" mit „De Fofftig Penns" een Schooltournee dör Neddersassen. In'n Augustmaand 2010 bringt de Jungs de Aula in de Robert-Dannemann-School in Westerstäe to'n bävern. Een eerst Maxi-CD maakt „Platt is cool" mit de Elektro-Rappers. Un denn geiht dat piel na baven:

Överall steiht dat Fernsehen parat, 2012 gifft dat de „Schmidt-Barrien-Pries", mit „Löppt" kaamt een van de gröttsten Hits rut un sogar een Japan-Tournee mit een ammerländschen Volksdanzkoppel bringt Plattdüütsch un de Jungs eenmal üm de Welt. 2013 sind se bi „Joko und Klaas" un bi Stefan Raab in't Fernsehen to bekieken. Un denn geiht dat na Mannheim. De Fofftig Penns speelt bi de Bundesvision Song Contest! Mit een goden 7. Platz an't Enn. Achteran geiht dat Album „Dialektro" bit up Platz 83 in de Charts. So wat hett dat vördem noch nie nich geven!

Överall speelt de Band in utverkófft Hallen, maakt Tourneen un sind ok bi't Hurricane-Festival dorbi. Platt un Musik sind nu dor, wo ok de jungen Lüe sind. Wenn Platt nu nich weer cool is! 2016 maakt se mit „Klaus & Klaus" dat Leed „An der Nordseeküste" mal „Platt".

Dat harr woll noch jümmers so wietergahn kunnt. Man dat gifft nu blots noch twee Kunzerten dit Jahr: An'n 22. Dezembermaand in Hamborg un an'n 23. Dezembermaand in Bremen. Un denn is „forever Foffteihn". Schaad egens. Man „Foffteihn" is ja een Paus un viellicht noch nich ganz dat Enn?

De Plattdüütschen hebbt disse coole „elektro-Danzkoppel" veel to verdanken! Se hebbt us de Takt geven, för dat, wat wi mit „Plattsounds", „Platt is cool" un „PLATTart" egens wullt. Wiesen, wo cool un moi us Spraak is. Wo modern se is un dat Heimat nix ollerbaksch is.

Danke, Jungs!

In memoriam Prof. Dr. Almuth Salomon (13. Juni 1932 bis 6. März 2018)

Foto: Schlossmuseum Jever

Vor genau sechs Jahren hielt Frau Prof. Dr. Almuth Salomon im Schloss zu Jever einen Vortrag, der sich mit den Hexenprozessen im Jeverland des 16. Jahrhunderts beschäftigte. Mit ihrer sachlichen, präzisen und reflektierten Darstellungsweise stellte sie sehr nah an den historischen Quellen ihre Untersuchungen einem breiten Publikum vor. Es war ein unvergesslicher Vortrag, der viel über das wissenschaftliche Interesse und auch über Almuth Salomon selbst aussagte. Spannend schilderte sie die familiären Verbindungen, die Anklagepunkte und die sich daraus ergebenden Informationen für das Alltagsleben der Menschen im 16. Jahrhundert. In jedem Satz aber schwang die Anteilnahme am Schicksal dieser gemarterten Frauen mit, denen sie mit ihren Forschungen etwas Gerechtigkeit und Erinnerung widerfahren ließ. Es ist das auf die Menschen bezogene, biografische Arbeitsfeld, das die Forscherin Zeit ihres Lebens interessierte und sie auszeichnete.

Almuth Salomon wurde 1932 in Wilhelmshaven geboren. Ihre Familie war und ist seit Generationen im Wangerland verwurzelt und gehörte zu der führenden Schicht der Marschenbauern, aus denen auch viele akademisch gebildete Pastoren, Lehrer und Beamte hervorgegangen sind. Aufgewachsen in Kiel, Ostpreußen und schließlich bei den Großeltern in Abbehausen studierte sie zunächst an der Pädagogischen Hochschule in Oldenburg, um dann ihre erste Lehrerinnenstelle an der Volksschule in Altjührden bei Varel anzutreten. Doch Almuth Salomon wollte und konnte mehr. Ihr wissenschaftliches Interesse galt dem Mittelalter und der frühen Neuzeit, und so studierte sie in Göttingen, Innsbruck und Zürich Geschichte und Germanistik. Mit einer Arbeit über die Geschichte des Harlingerlandes bis 1600 wurde sie 1964 an der Universität Göttingen promoviert. Diese Arbeit ist grundlegend für die weitere landesgeschichtliche Erforschung des friesischen Küstenraums geworden.

Zunächst arbeitete sie als Dozentin an der Pädagogischen Hochschule Hannover. 1969 erhielt sie einen Ruf als Professorin für Mittelalterliche Geschichte, Westfälische Landesgeschichte und Didaktik der Geschichte an die Hochschule Westfalen-Lippe. Nach der Zusammenlegung der Pädagogischen Hochschule mit der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster 1980 lehrte sie bis zu ihrer Emeritierung 1997 am Institut für Didaktik der Geschichte der Universität Münster. Diese Karriere ist für Wissenschaftlerinnen ihrer Generation sicherlich herausragend.

Das wissenschaftliche Interesse der Forscherin galt der friesischen Landesgeschichte. Insbesondere die familienkundlichen Zusammenhänge, die Auswirkungen von persönlichen Beziehungen für das wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenleben, für Konflikte und Rechtsgeschäfte untersuchte sie mit großer Sachkenntnis. Es gab wohl kaum jemanden in der historischen Landesforschung, der so wie sie die genealogischen Verflechtungen der Familien verbunden mit den heraldischen Quellen im friesischen Raum des Mittelalters darstellen konnte.

Mit uns als Mittelalter-Forscher im Norden hielt Almuth Salomon engen Kontakt. Immer wieder besuchte sie das Schlossmuseum zu Jever, stiftete aus ihrem wangerländischen Familienbesitz wichtige Zeugnisse der Kulturgeschichte, diskutierte in langen Gespächen die verschiedensten Aspekte der ostfriesischen und oldenburgischen Landesgeschichte mit uns. Sie wird uns als geschätzte Historikerin und Freundin der Geschichte Frieslands zwischen Ems und Weser sehr fehlen.

Hajo van Lengen und Antje Sander

Die Mädchen mit den verbotenen Hosen

Wer bestimmt, was die Kinder anziehen – Eltern oder Schule?

Varel (Oldenburg), 19. Oktober (Eig. Ber.)

Auf „höheren Befehl" müssen die Schülerinnen der Volksschule für Mädchen in der oldenburgischen Kleinstadt Varel ihre — Hosen ausziehen! Rektorin Helene Eyting ordnete an, daß keine der dreiviertellangen bunten, schlichtfarbigen oder lustig karierten Hosen, die heute aus dem Straßenbild gar nicht mehr wegzudenken sind, in der Schule auf der Bildfläche erscheinen darf. Wenn die Vareler Mädchen in der Schule sind, haben ihre Hosen Pause ...

wieder heimgeschickt. Erst sollten sich die Kinder anständig anziehen.

Die Empörung der Vareler Bevölkerung wuchs, als vor einem Ausflug die Warnung laut verkündet wurde: „Wer in Hosen zum Bus kommt, bleibt stehen und kommt nicht mit in den Harz!"

Die Kinder lachen über das Tauziehen, fragen aber auch entrüstet: „Warum dürfen wir nicht anziehen, was uns paßt?" Varels

„Es geht ja eigentlich gar nicht um den Hosenkrieg!"

Zu Verlauf und Hintergründen des Konflikts an der Vareler Mädchenschule vor 60 Jahren

Von Hans Sauer

Eine grüne Capri-Hose

Als die zehnjährige Marita an dem nasskalten Morgen des 2. September 1957 am Gottesdienst teilnehmen wollte, mit dem die Woche für die etwa 300 Schülerinnen der Vareler Mädchenschule begann, wurde ihr der Zugang zu der unmittelbar gegenüber gelegenen Schlosskirche verwehrt. „Nicht mit dieser Hose!", habe ihr die Rektorin an der Kirchentür barsch zugerufen. Sie schickte das Kind in das Klassenzimmer, wo es bis zum Ende des Gottesdienstes ausharren musste. – Was Marita in ihrer grünen Capri-Hose erlebte, war nichts Außergewöhnliches. Erwartet an der Mädchenschule wurde das Tragen von Röcken, ganz gleich bei welchem Wetter. Trug eine Schülerin eine Hose, musste sie damit rechnen, von der Rektorin gemaßregelt zu werden. Dabei war die Vareler Mädchenschule alles andere als ein Einzelfall. Noch an manch anderer Schule in ganz Deutschland war die „Hosenfrage" ein Reizthema.

Dass ausgerechnet das Ereignis vor der Vareler Schlosskirche zum Auslöser eines deutschlandweit beachteten Konfliktes wurde, der, so das „Haus der Geschichte" in Bonn, „ein Licht auf das kulturelle Klima der 50er-Jahre" wirft, ist wesentlich auf den Vater Maritas zurückzuführen. Der 35-Jährige Werner Wonneberger, der Anfang der 50er-Jahre seine Laufbahn bei der „Nordwest- Zeitung" in Varel begonnen hatte, war jetzt Redakteur bei der „Nordwestdeutschen Rundschau" in Wilhelmshaven. Bereits am Tag nach der Zurückweisung seiner Tochter veröffentlichte der Journalist eine Kurzmeldung mit der Überschrift „Schule verbietet Kirchgang". Die von Wonneberger forcierte Wirkung der Zwölf-Zeilen-Nachricht im deutschen Blätterwald war nachhaltig: Der Vorfall vom 2. September und seine Folgen wurden unter dem zugkräftigen Begriff „Vareler Hosenkrieg" von zahlreichen Printmedien aufgegriffen, darunter überregionale Tageszeitungen, „Stern", „Spiegel" und „Bild", Frauenjournale und das DGB-Flaggschiff „Welt der Arbeit". Auch der Rundfunk berichtete.

Höhepunkt der medialen Aufmerksamkeit war ein Beitrag in der ARD-Tagesschau, gesendet am 23. Oktober 1957. Er zeigt zunächst, humoristisch untermalt mit dem Schlager „Das machen nur die Beine von Dolores", Vareler Schülerinnen auf dem Schulweg. Ein Mädchen trägt eine Hose, über die es einen Rock gestreift hat: ein skurriler „Kunstgriff", der vor Zurechtweisungen schützen sollte. Dann wird es ernst. Der Blick fällt in das

Wohnzimmer der Familie Wonneberger in der Bentinckstraße, in dem die Mutter einer Schülerin, der stellvertretende Bürgermeister und der Vater Maritas vor der Kamera ihrer Empörung Luft machen. „Es geht ja eigentlich gar nicht um den Vareler Hosenkrieg“, betont Wonneberger, „es geht vielmehr um eine grundlegende Frage: Es geht nämlich darum, dass wir Eltern es ablehnen, uns diktatorisch anfassen zu lassen.“ – Er brachte damit pointiert zum Ausdruck: Die Hosenfrage war nur der Anlass, das eigentliche Ziel der Empörung war die Rektorin der Mädchenschule.

Die Rektorin und die Vorgeschichte von 1951

Helene Eyting, in Schlesien geboren, war nach Schulzeit und Lehrerinnenstudium in mehreren Mädchenschulen im Osten Deutschlands tätig. Mit ihrem aus Friesland stammenden Mann floh sie im Sommer 1945 aus der Sowjetischen Besatzungszone in den Westen und lebte seitdem in Varel. In ihrem Ermittlungsverfahren zunächst als „Mitläuferin“, später als „entlastet“ eingestuft, konnte die 48-Jährige bereits im Frühjahr 1946 wieder in den Schuldienst eintreten, anfangs in Borgstede bei Varel und ab April 1948 als Leiterin der Mädchenvolksschule.

Die Rektorin sei, so der Tenor in zeitgenössischen Dokumenten, eine „tüchtige und erfolgreiche“ Organisatorin mit „unermüdlichem Einsatz“. Hervorgehoben wurde ihr Engagement bei der Instandsetzung des maroden Schulgebäudes, das durch Unachtsamkeit kanadischer Besatzungssoldaten unmittelbar nach Kriegsende ausgebrannt war. Dass der Leistungsstand der Mädchenschule über dem Durchschnitt lag, wurde nicht zuletzt als Verdienst von Helene Eyting angesehen. Auch ihr ehrenamtliches Wirken im Gemeindekirchenrat, in der Kreissynode und im Kreislehrerverein wurde geschätzt.

Linke Seite: Schlagzeile im „Hamburger Abendblatt“ vom 19. Oktober 1957. Bild: Stadtarchiv Varel

In ihrer grünen Capri-Hose nimmt Marita Wonneberger im September 1957 den 1. Preis beim Wettbewerb „Wir malen Verkehrszeichen“ von Tankstellenbesitzer Lange entgegen. Foto: privat

Oben: In Röcken, wie es sich ziemt: eine Klasse der Mädchenschule um 1950. Foto: privat

Darunter: Der Journalist Werner Wonneberger in den 60er-Jahren Foto: privat

Es war das Verhalten der Rektorin im Schulalltag, das Kritik und Empörung hervorrief. Quellen von damals und heutige Zeitzeuginnen schildern sie im Umgang mit Schülerinnen, Eltern und Teilen des Kollegiums als rechthaberisch, arrogant, nachtragend und nicht selten verletzend. Dominiert habe eine Art Kasernenhof-Ton. Die Rede ist von alltäglichen Schikanen, übertriebenen Kontrollen und davon, dass ihre Entscheidungen oft nicht klar begründet wurden und sich widersprachen – auch im Hinblick auf das Tragen von Hosen.

Bereits sechs Jahre zuvor, 1951, hatten aufgebrachte Eltern in einem Brief an den Präsidenten des Verwaltungsbezirks Oldenburg die Versetzung Helene Eytings gefordert, weil sie ihrerseits eine Lehrerin versetzen lassen wollte. Der Grund: Die Lehrerin habe das Kollegium gegen sie „aufgehetzt“. Zum Eklat kam es, als Eltern, die den Verbleib der beliebten Klassenlehrerin verlangten, ihre Kinder aus Protest nicht zum Unterricht schickten. Zeitungen berichteten über den „Schulstreik“, darunter „Die Welt“, die von einer „Sensation in Varel“ sprach. Lautsprecherwagen seien durch die Stadt gefahren, „orientierten die Öffentlichkeit und verkündeten die Einberufung der Eltern [...] zu einer Generalversammlung“. Der Artikel landete auf dem Schreibtisch des Kultusministers in Hannover, der vom Präsidenten des Verwaltungsbezirks einen Bericht anforderte. Eine eingehende Befragung der an dem Konflikt Beteiligten durch die Schulbehörde folgte. Das Ergebnis: Die Lehrerin wurde versetzt, die Rektorin blieb. Ihr Ansehen in der Vareler Öffentlichkeit war fortan beschädigt.

Der „Hosenkrieg“

Zurück in den Herbst 1957: Im Beisein des Schulrats kam es noch im September zu einer „ausführlichen Unterredung“ zwischen Werner Wonneberger und Helene Eyting. Ein Burgfrieden wurde geschlossen. Als jedoch wenig später erneut eine Hosen tragende Schülerin von der Schulleiterin streng

getadelt wurde, entschied sich der Vater Maritas, ein engagierter Sozialdemokrat, politisch vorzugehen. Anfang Oktober wandte er sich an den Vareler Stadtrat. Die Stadtvertreter waren spürbar darum bemüht, sich aus dem Streit herauszuhalten und die Stimmung nicht weiter anzuheizen. Zwar hätten, so Bürgermeister Nieraad, allein die Eltern über die Kleidung

Die Vareler Mädchenschule in den 50er-Jahren. Foto: Heimatarchiv Varel

ihrer Kinder zu bestimmen. Da es aber um eine rein schulische Angelegenheit gehe, sehe er keine Möglichkeit, sich einzuschalten. Mit ausdrücklichem Bezug auf den „Schulstreik" von 1951 und beflügelt von dem Echo in den Medien richtete Wonneberger daraufhin Mitte Oktober eine Eingabe an Kultusminister Langeheine in Hannover und einige Tage später auch an den Landtag. Darin empfahl er in eindringlichen Worten, die Rektorin an eine andere Schule zu versetzen. Nur so könnten die Angriffe gegen die „primitivsten Elternrechte" gestoppt werden und „die Kinder ohne Angst zur Schule gehen". Den Schreiben fügte er Anhänge bei, in denen konkrete Vorfälle aufgelistet wurden, die das Fehlverhalten der Schulleiterin belegen sollten.

Auch wenn Wonneberger wohl zu Recht betonte, „im Namen vieler Vareler Eltern" zu sprechen, spürte er schon bald heftigen Gegenwind. Bitter muss es für ihn gewesen sein, als sich der Elternrat der Mädchenschule nach einer Aussprache mit der Rektorin und dem Lehrerkollegium in einer Erklärung „ganz entschieden von Art und Form der Berichterstattung des Herrn W. W." distanzierte. Als Motiv mag für nicht wenige Eltern, wie Wonneberger annahm, die Angst vor nachteiligen Folgen für ihre Kinder eine Rolle gespielt haben. – Auch die Eingaben, die er nach Hannover gesandt hatte, brachten nicht den gewünschten Erfolg. Der Präsident des Verwaltungsbezirks Oldenburg, an den der Kultusminister die „leidige Hosenangelegenheit" delegiert hatte, warf Wonneberger nach Rücksprache mit dem Elternrat der Mädchenschule vor, mehrere seiner Anschuldigungen seien unhaltbar und irreführend. Ein weiteres Schreiben der Schulaufsichtsbehörde wies den Beschwerde führenden Vater auf seine „persönliche Verantwortung gegenüber Frau Rektorin Eyting" hin, die er insbesondere dann zu tragen habe, wenn Vorwürfe, die geeignet seien, „Frau Rektorin Eyting verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen, nicht in vollem Umfange nachgewiesen werden" könnten. Als Wonneberger einsehen musste, dass seine Darstellung der „untragbaren Mißstände" an der Mädchenschule von der Schulbehörde in Zweifel gezogen wurde, erwog er kurzzeitig sogar, vor Gericht zu ziehen. Die bereits jetzt hohe zeitliche Inanspruchnahme und die möglichen finanziellen Folgen hinderten ihn jedoch daran, diesen Schritt zu wagen. Monate vergingen. Erst im Juni des folgenden Jahres befasste sich der Kultusausschuss des Landtages mit Wonnebergers Beschwerde. Auf Empfehlung des Ausschusses erklärte der Landtag dann in seiner 66. Sitzung am 12. Juni 1958 die Eingabe aus Varel für erledigt. Dienstverfehlungen der Schulleiterin hätten sich nicht feststellen lassen. Auch wenn Wonneberger sein Hauptziel verfehlte und Helene Eyting Rektorin blieb, so wird es doch eine Genugtuung für ihn gewesen sein, dass sie dienstlich angewiesen wurde, „die Kompetenzen der Eltern zu respektieren". Und tatsächlich soll das Klima in der Mädchenschule – nicht nur in der Hosenfrage – in den folgenden Jahren freundlicher geworden sein.

Bis zu ihrer Pensionierung 1963 leitete Helene Eyting die Schlossplatzschule, die 1961 Volksschule für Mädchen und Jungen geworden war. Eine ihrer ehemaligen Schülerinnen, die ihr in den Jahren ihrer schweren Krankheit häufiger begegnete, erlebte die einstige „Hauspolizistin" jetzt als freundlich, ja manchmal sogar als warmherzig. Helene Eyting starb mit 69 Jahren im Januar 1968. Es war am Beginn des Jahres, das zum Symbol wurde für das Aufbegehren der jungen Generation gegen die herrschenden Normen und Verhältnisse, auch in den Schulen, in denen die Praxis autoritärer Erziehung radikal in Frage gestellt wurde.

Mehr als eine Provinzposse

Vordergründig mag man im „Vareler Hosenkrieg" eine amüsante Provinzposse sehen, in den Hauptrollen die herrische „Hosen-Lene", wie Helene Eyting zuweilen spöttisch genannt wurde, ein couragierter Journalist und die gemaßregelten Mädchen. Indes machen Gespräche mit Zeitzeuginnen deutlich: So lebhaft und bunt die Erinnerungen an die Ereignisse vor 60 Jahren auch sind, der „Hosenkrieg" ist, bei Licht betrachtet, ein Detail aus einer Fülle von bedrückenden Erfahrungen, wie sie in den 50er- oder 60er-Jahren mit einer Pädagogik des strikten Gehorsams, der ständigen Kontrolle und der Angst überall in Deutschland möglich waren. Und einige der Zeitzeuginnen geben zu erkennen, dass die emotionalen und seelischen Wunden aus jener Zeit manchmal heute noch brennen. Für nicht wenige der Frauen entstand jedoch aus dem damals Erlebten auch der starke Ansporn, in der eigenen Biografie nach neuen Wegen zu einem toleranten und emanzipierten Miteinander zu suchen.

Stabübergabe der Geschäftsführung von ALLviN

Red. Die Oldenburgische Landschaft hat am 17. April 2018 die Geschäftsführung der Arbeitsgemeinschaft der Landschaften und Landschaftsverbände in Niedersachsen (ALLviN) nach zwei Jahren turnusmäßig weitergegeben. Neuer Sprecher von ALLviN ist jetzt der Landschaftsverband Stade. Der Präsident der Oldenburgischen Landschaft, Thomas Kossendey, übergab den Staffelstab im Rahmen eines parlamentarischen Abends im Gebäude des Niedersächsischen Landtags in Hannover an seinen Nachfolger, Michael Roesberg, Vorstandsvorsitzender des Landschaftsverbands Stade.

Von oben: Die Übergabe im Rahmen eines Parlamentarischen Abends der Landschaften. (Von links) Geschäftsführer des Landschaftsverbands Stade Dr. Hans-Eckhard Dannenberg, Landtagsvizepräsident Bernd Busemann, Vorsitzender des Vorstands des Landschaftsverbands Stade Michael Roesberg, Niedersächsischer Minister für Wissenschaft und Kultur Björn Thümler, Präsident der Oldenburgischen Landschaft Thomas Kossendey, Geschäftsführer der Oldenburgischen Landschaft Dr. Michael Brandt.

Der Niedersächsische Minister für Wissenschaft und Kultur, Björn Thümler, betonte in seiner Ansprache die Bedeutung der Kulturförderung, die keine freiwillige Leistung, sondern eine Aufgabe sei, der sich alle zuwenden müssten.

Oben: Das Landesschlagzeugensemble „GONG“ von „Schlagwerk Nordwest“, einem vielfach ausgezeichneten Ensemble der Musikschule Oldenburg unter der Leitung von Axel Fries, begeisterte das Publikum.

Links: Schauspieler René Schack, der zurzeit unter anderem mit dem „Wilhelm Busch Abend“ im theater hof/19 auftritt, unterhielt das Publikum nicht nur mit Anekdoten aus dem Leben eines freien Schauspielers, sondern brachte dieses auch dazu, selbst (Sanges-)Kultur zu schaffen.
Fotos: Oldenburgische Landschaft

Existenziell Menschliches und gesellschaftlich Frauliches

Thea Koch-Giebel (1929–2018)

Jürgen Weichardt

Am 4. Februar 2018 starb Thea Koch-Giebel im Alter von 88 Jahren. Fast 60 Jahre hatte sie in der Oldenburger Kunstszene gewirkt, und in vielen Ausstellungen hatten ihre oft großformatigen Bilder den Blick auf sich gezogen. Aber auch als Besucherin von Ausstellungen wird sie vermisst werden. Noch vierzehn Tage vor ihrem überraschenden Tod hatte sie die Jubiläumsfeier 175 Jahre Oldenburger Kunstverein im Augusteum besuchen können.

Geboren am 26. August 1929 in Wesermünde konnte sie schon 1947 das Kunststudium an der Staatlichen Kunstschule Bremen beginnen, das sie zu Beginn der 50er-Jahre an der HfbK in Hamburg abschloss. Hier waren Willem Grimm und Werner Haftmann ihre Lehrer gewesen.

Mit Hans-Berthold Giebel gründete Thea Koch eine Familie; die Geburt von Tochter und zwei Söhnen haben ihre künstlerische Entwicklung nicht nachhaltig verzögert. Mit der Niederlassung in Oldenburg und dem Eintritt in den Bund Bildender

Von links: Künstler-Ehepaar Thea und Hans-Berthold Koch-Giebel im Oktober 1978. Foto: Peter Kreier

Thea Koch-Giebel, Body and Soul, Acryl auf Leinwand, 2007/09/10, 150 x 120 cm.

GM 1517 Thea Koch-Giebel, Akrobaten, Acryl auf Leinwand, 2008, 145 x 110 cm. Alle Fotos: Stadtmuseum Oldenburg

Künstler (bbk) 1960 hatte Thea Koch-Giebel ihre Basis gefunden, auf der sie ein beachtenswert umfangreiches Œuvre schaffen konnte. Hatte sie zwischen 1955 und 1970 an Volkshochschulen in Bremerhaven und Oldenburg unterrichtet, so nahm sie ab 1970 eine Tätigkeit als Kunsterzieherin im Schuldienst auf, ab 1974 bis 1983 am Neuen Gymnasium Oldenburg.

Auf Reisen galt ihre besondere Aufmerksamkeit den Monumenten der Kunst und Kultur von den ägyptischen Anfängen über das klassische Altertum bis zur Gegenwart der documenta-Ausstellungen. Ab 1978 hat sie selbst kunsthistorische Führungen unternommen. Aber auch archaische Landschaften zogen sie an und fanden in etlichen Bildern einen Widerhall, besonders wenn sie unberührt schienen, bis technische Masten etwas anderes andeuteten. In ihrer freien, dem späten Expressionismus nahen Art zu malen, bildeten landschaftliche Details häufig das Umfeld zu den Figuren.

Insgesamt gesehen entwickelte sich Thea Koch-Giebels Malerei, die an Ausstrahlung und Farbenvielfalt im Oldenburger Raum ihresgleichen nicht hatte, seit den 50er-Jahren im Spannungsfeld von Abstraktion und Figuration. Die Künstlerin schätzte die freie Farbbewegung, die ihr aber vor allem dazu diente, neue Gestaltformen zu entdecken oder aus der Kunstgeschichte überlieferte ihren Vorstellungen entsprechend umzuformen und überraschend einzusetzen. Klassische Themen wurden von ihr als Einstieg akzeptiert, ihre Verwandlungen waren das eigentliche Ziel der Arbeit. Im scheinbar ununterbrochen fließenden Farbstrom hatte die Künstlerin das Bild stets für wichtiger angesehen als die Anatomie ihrer Figuren. Dabei zögerte sie nicht, das Existenzielle des Menschen und im besonderen

Thea Koch-Giebel, Hommage an Goya, Majas, Acryl auf Leinwand, 1990, 120 x 145 cm.

Maße das Leben der Frau in der Gesellschaft immer wieder neu zu formulieren. Dieses Thema wurde zum Grundmotiv ihrer Kunst. Doch auch in diesem Zusammenhang hat Thea Koch-Giebel die Belange des Bildes nie außer Acht gelassen. Ihre Figuren wie die „Ikara“ sind Zeichen, die nach Auslegung verlangen, aber offen sind für vielerlei Interpretationen. „Ikara“ lebt in einem offenen Bildraum, der ihrem Wunsch, fortfliegen zu können, keine Hindernisse in den Weg legt; aber ob sie davonfliegt, lässt Thea Koch-Giebel in ihrer fließenden, fast unbegrenzt wirkenden Malerei offen.

Thea Koch-Giebel hat eine große Zahl von Ausstellungen seit 1954 wahrgenommen, darunter an vielen in den Oldenburger Kunsteinrichtungen wie dem Stadtmuseum, den lokalen und regionalen Galerien und an den zahlreichen Veranstaltungen des bbk, auch in anderen niedersächsischen Städten wie Hannover, Hildesheim, Wolfsburg oder Emden und natürlich auch in Bremen, wo die Villa Ichon ihr 1993 eine erste Retrospektive eingeräumt hatte. Doch die wirklichen Höhepunkte waren einerseits 1990 das einjährige Stipendium im Künstlerhaus in Lauenburg an der Elbe, andererseits die herausragende Gruppenausstellung „German Comtemporaries“ 1993 in der Sonoma State University Art Gallery, California, USA. Im selben Jahr öffneten sich auch die Räume der Galerie BASF in Schwarzheide, Sachsen, sowie die Galerie EL in Elblang (Elbing), Polen, wo Thea Koch-Giebel gleich mehrmals an Ausstellungen beteiligt wurde. Mit der Retrospektive 2006 im Stadtmuseum Oldenburg wurde Thea Koch-Giebels Ausstellungsgeschichte vorerst abgeschlossen.

In memoriam Reinhard Köser (9. Februar 1938 bis 22. Februar 2018)

Foto: NWZ

Das Oldenburger Land und das Wohlergehen der hier lebenden Menschen standen für ihn stets im Mittelpunkt seines unternehmerischen Wirkens. Ob die Aktion „Umwelt macht Schule“, an der sich Tausende Schülerinnen und Schüler aus zahlreichen Lehranstalten beteiligten, oder der von ihm initiierte Gesprächskreis Weser-Ems, der namhafte Persönlichkeiten in regelmäßigen Diskussionsrunden zur Stärkung der wirtschaftlichen Entwicklung versammelte – für den Oldenburger Reinhard Köser, Verleger der Nordwest-Zeitung, bedeutete Heimat stets Auftrag und Verpflichtung. Er starb am 22. Februar 2018, wenige Tage nach Vollendung seines 80. Lebensjahres.

In seiner Branche stand Reinhard Köser für Innovation und Weitsicht. Unter seiner Leitung entwickelte sich der Zeitungsverlag zu einem der erfolgreichsten Medienunternehmen Deutschlands. Sein unermüdliches Engagement für die Nordwest-Zeitung führte nicht nur zu stetem Wachstum und sicheren Arbeitsplätzen in Oldenburg, sondern ermöglichte auch Investitionen in andere Geschäftsfelder. Köser erkannte schneller als viele seiner Kollegen die Möglichkeiten elektronischer Medien. Insbesondere den privaten Hörfunk sah er nicht wie so viele lediglich als Konkurrenz, sondern auch als Chance zur Diversifikation des Verlages. Früh beteiligte er sich an privaten Hörfunkstationen, nicht nur in Niedersachsen. Damit wuchs der Zeitungsverlag – zum Flaggschiff NWZ kam später die Emder Zeitung hinzu – zu einer namhaften Mediengruppe heran. Die Zahl der Beiboote stieg unablässig.

Trotz dieser zahlreichen Aktivitäten fand der Verleger noch Zeit für sein regionales Engagement, das sich unter anderem durch die jahrelange Mitarbeit in der Stiftung Niedersachsen dokumentierte. Unvergessen sein unermüdliches persönliches und finanzielles Engagement zum Erhalt der Bezirksregierung Weser-Ems. 1994 übernahm er die Verantwortung und Finanzierung eines Ausstellungskonzepts, das unter dem Begriff „Kulturspeicher Oldenburg“ Werke international bedeutender lebender Künstlerinnen und Künstler an der Hunte präsentierte.

Ohne das herausragende Engagement Kösers wäre wohl die Stiftung „Kulturschatz Bauernhof“, die 1998 gegründet wurde und der Pflege des ländlichen Kulturerbes dient, nie zu einem derart herausragenden Erfolg geworden. Zunächst als Kurator, ab 2002 als Vorsitzender, verhinderte Reinhard Köser mit seiner ehrenamtlichen Arbeit den dauerhaften Verlust kulturellen ländlichen Erbes in der Region.

Rolf Seelheim

Im memoriam Hartmut R. Berlinicke (1942 bis 2018)

Foto: Kunst- und Kulturkreis Rastede

Mit dem Tod Hartmut R. Berlinickes am 4. März 2018 hat die Kultur des Nordwestens nicht nur einen versierten Religionspädagogen, sondern auch einen engagierten Galeristen und fantasievollen Künstler verloren, der zusammen mit seiner Frau Maria die vor 50 Jahren gegründete Galerie in Wildeshausen zu einem international beachteten Kulturzentrum geformt hatte. Viele Gäste, anfangs mehrheitlich aus dem Osten, haben hier nicht zuletzt durch die Publikumspflege des Galeristenpaares mit Erfolg ausgestellt. Hartmut R. Berlinicke selbst war ein präzise arbeitender Grafiker, der es verstanden hatte, das künstlerische Werk unaufdringlich mit seiner religionspädagogischen Arbeit zu verbinden. Beispiel sind die Publikationen über die Alexanderkirche in Wildeshausen oder Drucke zu den KZs der NS-Vergangenheit. Berlinickes grafische Kunst fand internationale Beachtung; Wettbewerbs-Preise in Triest, Miami und Frechen waren unübersehbare Anerkennung.

Jürgen Weichardt

„Patent! – Bedeutende Pioniere im Großherzogtum Oldenburg“

Sonderausstellung im Moor- und Fehnmuseum Elisabethfehn

GEFÖRDERT DURCH DIE oldenburgische landschaft

Von Günter Alvensleben (Text und Fotos)

Links: Familie Strenge. Aufnahme aus der Zeit um 1900. Vorne rechts Oltmann Wurp Strenge, hinten rechts Gebhard Strenge.

Oben: Der Antriebsteil des „Strengebagger“ mit dem zwei Meter hohen Löffelbereich. Im Hintergrund der zugehörige Ausleger.

Rechte Seite: Große Freude zur Ausstellungseröffnung (von links): Hans Eveslage (Vorstandsvorsitzender Stiftung Moor- und Fehnmuseum), Thies Lüerßen (Kulturstiftung Öffentliche Versicherung), Jürgen Günther (Dipl.-Ing. Gartenbau, teilweise verdeckt), Thomas Kossendey (Präsident der Oldenburgischen Landschaft), Dr. Stephanie Abke (EWE-Stiftung), Annemarie Liebau, Museumsdirektorin Antje Hoffmann, Dr. Gustav Schünemann.

Wenn ein regionalgeschichtlich orientiertes Museum im Oldenburger Land regelmäßig von sich reden macht, dann zweifellos das Moor- und Fehnmuseum Elisabethfehn in Barßel-Elisabethfehn. Gegründet 1985 von Dr. Gustav Schünemann, bietet es in einer Dauerausstellung einen ungewöhnlich lebendigen, spannenden und umfassenden Einblick in die faszinierende Geschichte des Moores und der im 19. Jahrhundert in einer Teilregion des Oldenburger Landes begonnenen und bis heute praktizierten Torfgewinnung. Eine große Stunde für das Museum war im Jahre 2013 unter der Leitung von Museumsdirektorin Antje Hoffmann die gelungene Neuausrichtung der Museumsräume, vor allem aber die Neugestaltung des 1,5 Hektar großen Freigeländes mit Remise und circa 20 Großgeräten von bedeutendem historischen Wert. Schon die Lage des Museums, ursprünglich eingerichtet in einem ehemaligen Schleusenwärterhaus an der Kanalkreuzung „Dreibrücken“ des Elisabethfehnkanals mit dem Bollinger Kanal, spricht für sich.

Mit der am 5. April eröffneten Sonderausstellung „Patent! – Bedeutende Pioniere im Großherzogtum Oldenburg“ – sie ist bis zum 30. Juni 2019 zu sehen – setzt das Moor- und Fehnmuseum Elisabethfehn erneut markante Akzente. Thematisch gekonnt aufgearbeitet wird die Bedeutung des Familienunternehmens Strenge aus Elisabethfehn für die Entwicklung der industriellen Brenntorfgewinnung in Europa dargestellt. Eine Schenkung von Firmen- und Privatunterlagen gab den Anlass für gründliche wissenschaftliche Forschungen zur Erstellung der Firmen- und Familiengeschichte von Oltmann Wurp und Gebhard Strenge. Aber nicht nur in der didaktisch übersichtlich gestalteten Ausstellung sind einzigartige Exponate zu sehen, auch im Freigelände befinden sich unter den Großgeräten beeindruckende Maschinen der Firma Strenge, die seinerzeit zur Torfgewinnung europaweit eingesetzt wurden. Finanziell gestützt und ge-

der Stiftung Moor- und Fehnmuseum Elisabethfehn. Die für die Sonderausstellung zur Verfügung gestellten Exponate seien in Elisabethfehn wie auch alle anderen Ausstellungsstücke hervorragend aufgehoben.

Die Entwicklung des Unternehmens Strenge ist recht facettenreich. Aus den umfangreichen Unterlagen, die Frau Annemarie Liebau, Tochter des Unternehmersohnes Gebhard Strenge, dem Museum übergeben hat – es handelt sich um Fotos, Patentschriften, Medaillen, Urkunden, Zeichnungen und Korrespondenzen sowie um ein Tondokument (Interview mit Gebhard Strenge) –, geht hervor, dass hier wahrer Pinoniergeist die Torfgewinnung und -verarbeitung revolutioniert hat. Das belegen vor allem auch die wissenschaftlichen Arbeiten von Jürgen Günther und Beate Borkowski (Kultur- und Volkswissenschaftlerin), unterstützt von Miriam Menke (wissenschaftliche Volontärin im Museum). Sie zeichnen außerdem als Autoren des aufwendigen Ausstellungs-Begleitbandes verantwortlich.

Info:
Moor- und Fehnmuseum
Elisabethfehn
Oldenburger Straße 1
26676 Barßel-Elisabethfehn
Telefon: 04499-2222
www.fehnmuseum.de

Öffnungszeiten:
bis 31. Oktober
Dienstag bis Sonntag
(auch Feiertage)
10 – 18 Uhr

fördert wird die Ausstellung von der Oldenburgischen Landschaft, der EWE-Stiftung und der Kulturstiftung Öffentliche Versicherung Oldenburg.

Große Freude über das Zustandekommen der hoch informativen Ausstellung kam in den Grußworten zum Ausdruck. Museumsdirektorin Antje Hoffmann konnte zahlreiche Gäste aus der weiten Region begrüßen. Landrat a. D. Hans Eveslage, Vorstandsvorsitzender der Stiftung Moor- und Fehnmuseum Elisabethfehn, ging auf die von Fachkreisen gelobte und anerkannte Qualitätssteigerung und Professionalisierung des Museumsbetriebes ein. Damit habe das Museum zweifellos eine höhere Museumsliga erreicht. Auf die unglaubliche Leistung der ersten Kolonisten bei der Besiedelung der Moorgebiete wies Thomas Kossendey, Präsident der Oldenburgischen Landschaft, hin. Davon profitierten jedoch nicht nur die heute hier lebenden Generationen, sondern auch die Historiker und Archäologen, das Moor- und Fehnmuseum Elisabethfehn bewahre auf vorbildliche Weise die Geschichte einer gewachsenen Kulturlandschaft und sei eine bedeutende Institution des Oldenburger Landes und damit wichtig für die Oldenburgische Landschaft. Die Pionierleistungen des Familienunternehmens Strenge standen im Mittelpunkt der Ausführungen von Jürgen Günther, bis 2017 Vorsitzender

Oltmann Wurp Strenge siedelte um 1870 im am „Hunte-Ems-Canal“ gelegenen Fehndorf gleichen Namens und erwarb zunächst mehrere drei bis sechs Hektar große Kolonate. In dem einige Jahre später in Elisabethfehn umbenannten Fehnort (auch der Kanal erhielt die Bezeichnung „Elisabethfehnkanal“) gründete er eine Firma zur Gewinnung und zum Verkauf von Brenntorf. Aber da der erhoffte Erfolg ausblieb, konstruierten Oltmann Wurp und Sohn Gebhard Strenge neuartige Torfabbaumaschinen, unter anderem den sogenannten „Strengebagger“ mit bis zu 75 Meter langem Ausleger. Die neuen Maschinen ermöglichten sowohl eine zügigere Abtorfung weiträumiger Hochmoorflächen als auch die Produktion von transportfähigem, trockfesten Torfbrennstoff, der seinerzeit in großen Mengen als Heizmaterial besonders für Kraftwerke und sogar für Lokomotiven benötigt wurde. Gleichzeitig standen jetzt ehemalige Moorflächen schneller für die Kultivierung und Besiedelung zur Verfügung. Für die „Strengebagger“ erhielt das Unternehmen auf einer Weltausstellung in Amerika den „Grand-Prize“ und 1905 auf der „Großen Allgemeinen Landes-, Industrie- und Kunstausstellung“ von Großherzog Friedrich August von Oldenburg die „Goldene Medaille“.

Diese die Torfwirtschaft nicht nur in einer Teilregion des Oldenburger Landes, sondern europaweit prägenden Erfindungen des Familienunternehmens Strenge werden durch die wirkungsvolle Aussagekraft der Sonderausstellung „Patent! – Bedeutende Pioniere im Großherzogtum Oldenburg“ überzeugend dokumentiert. Museumsdirektorin Antje Hoffmann, die die Ausstellung als „Glücksfall“ bezeichnete, darf sich auf eine große Resonanz freuen.

Mitmachen
Unterstützen
Dazugehören

oldenburgische landschaft

Engagierte Menschen, pulsierendes Leben, landschaftliche und kulturelle Vielfalt prägen das Bild des Oldenburger Landes. Mitten drin steht die Oldenburgische Landschaft als moderner Landschaftsverband. Sie ist das Sprachrohr für das historische und kulturelle Selbstverständnis des Oldenburger Landes und seiner Menschen. Ohne gewachsene Traditionen aus den Augen zu verlieren, gestaltet sie Zukunft, fördert kulturelles Leben und bewahrt die einzigartigen Naturräume.
Unsere Mitglieder prägen in entscheidender Weise die Arbeit und das Bild der Oldenburgischen Landschaft.
Werden auch Sie Mitglied!

Ich möchte die Arbeit der Oldenburgischen Landschaft unterstützen und beantrage hiermit die Aufnahme

- ☐ *als Einzelmitglied (Jahresbeitrag mindestens 40 €)*
- ☐ *Wirtschaftsunternehmen (Jahresbeitrag mindestens 250 €)*
- ☐ *Verein (Jahresbeitrag mindestens 35 €)*

Name, Vorname

Straße/Hausnummer

PLZ/Ort

Telefon/E-Mail

Bitte ziehen Sie den Beitrag von _____ *€ im Lastschriftverfahren von meinem Konto ein:*

IBAN

BIC/Bank

Datum/Unterschrift

Bitte ausfüllen, kopieren, scannen oder ausschneiden und an die Oldenburgische Landschaft, Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg senden, faxen an 0441-77918-29 oder mailen an info@oldenburgische-landschaft.de.

Impressum

***kultur*land Oldenburg**
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Redaktionsschluss
für Heft 177, 3. Quartal 2018, ist der 03.07.2018.
Erscheint vierteljährlich.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen der eingesandten Texte vor.

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Michael Brandt (MB.)

Sarah-Christin Siebert (SCS.)
Stefan Meyer (SM.)
Matthias Struck (MS.)

Gestaltung:
mensch und umwelt
26122 Oldenburg

Druck:
Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven

Verlag:
Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich.
© 2018 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann mit einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.

Einzelheft 3,80 €.

Jürgen Weichardt zum 85. Geburtstag

Kaum zu glauben: Jürgen Weichardt ist am 7. Juni 2018 85 Jahre alt geworden! Während sich andere seines Jahrgangs schon lange zur Ruhe gesetzt haben, ist Jürgen Weichardt unermüdlich in Sachen Kunst unterwegs. Jahrzehntelang widmete er sich der zeitgenössischen Kunst Osteuropas, lange bevor andere Kunstkritiker, Kunsthistoriker oder Kunstsammler sich mit dem aktuellen Kunstleben hinter dem damaligen Eisernen Vorhang beschäftigten. Viele Kontakte wurden damals geknüpft und eine umfangreiche Sammlung aufgebaut.

Dem Oldenburger Land, den Künstlerinnen und Künstlern der Region, war und ist Jürgen Weichardt aber ganz besonders verbunden. Seit 1990 organisiert und kuratiert er Ausstellungen zur zeitgenössischen Kunst des Oldenburger Landes, seit 2002 ist er Leiter der Arbeitsgemeinschaft Kunst der Oldenburgischen Landschaft. Zunächst als Wanderausstellungen konzipiert, finden diese seit 2002 vor allem im Elisabeth-Anna-Palais, heute Sitz des Sozialgerichtes, in Oldenburg statt.

Ausstellungen zu kuratieren ist aber nur eine Facette Jürgen Weichardts. Seine regelmäßigen Ausstellungs- und Galeriebesprechungen in der Presse und Vorträge gehören ebenso zu seinem Wirken. Ohne Jürgen Weichardt hätte die zeitgenössische Kunst im Oldenburger Land nicht den Stellenwert und Bekanntheitsgrad, den sie heute hat. Ein kleiner Ausschnitt des aktuellen regionalen Kunstschaffens wurde 2012 in dem von Jürgen Weichardt herausgegebenen Werk „Kunst im Oldenburger Land“ dokumentiert.

Was wünscht man einem Jubilar, der bereits alle Ordens- und Ehrenzeichen der Oldenburgischen Landschaft erhalten hat? Eigentlich nur eins: dass wir noch viele Jahre zusammen spannende Begegnungen mit der Kunst unserer Region erleben dürfen!

Die Oldenburgische Landschaft gratuliert ganz herzlich und wünscht alles Gute!

Jürgen Weichardt. *Foto: Peter Kratzmann*

Michael Brandt

Anka Kröhnke: Collagen – Montagen

Ausstellung im Palais Rastede vom 3. Juni bis 22. Juli 2018

GEFÖRDERT DURCH DIE oldenburgische landschaft

Anka Kröhnke, Rosarot, 2017, Textur aus Getränkedosen; Ø 23 cm. *Foto: Kunst- und Kulturkreis Rastede*

Red. Anka Kröhnke stammt aus einer Familie, deren Mitglieder seit drei Generationen Maler sind und deren gewichtigen Nachlass sie pflegt. Sie selbst studierte Textilkunst und wurde mit ihrem Verständnis des Bildteppichs als farbige Flächenkunst erfolgreich. Ab Mitte der 1980er-Jahre erweiterte sich der Fundus ihrer Materialien um scheinbar wertlose Dinge, vor allem aus Aluminium und Kunststoff. Deren leuchtende Farbigkeit und Glanz sind für Anka Kröhnke entscheidend, um mit ihnen die erlebte Schönheit der Natur zum Ausdruck zu bringen.

Getränkedosen oder CDs schneidet die Künstlerin in Kreisbögen oder Streifen und komponiert daraus Flechtwerke vorwiegend im quadratischen oder runden Format. Aus der Farbigkeit der Dosen und ihrer Schriftzüge einerseits und der silbrigen Monochromie andererseits entwickelt die Künstlerin spannungsreiche Kompositionen mit Kontrasten sowie Farbverläufen. Die Art der Geflechte – von streng bis wild – führt zu reliefartigen Strukturen, die Spiegelungen, Licht- und Schatteneffekte erzeugen.

Zukunft für unsere Vergangenheit

Von Friedhelm Müller-Düring

Vorreiter des Denkmalschutzes in Deutschland war der preußische Baumeister Karl Friedrich Schinkel. Bereits 1911 verkündete Großherzog Friedrich August ein Denkmalschutzgesetz für das Großherzogtum Oldenburg.

„Denkmale sind für uns mehr als nur Zeugniswerte, wie gebaut, gelebt und geplant wurde. Sie berühren uns und erfüllen uns mit Ehrfurcht. Es ist nicht nur das Rationale, sondern auch das Emotionale, das uns anspricht. Ein Baudenkmal nur als reines Dokument zu betrachten, trifft es nicht allein. Wenn ich in Oldenburg durchs Dobbenviertel gehe oder die großbäuerliche Pracht in Friesland sehe, habe ich ein besonderes Gefühl“, sagt Diplom-Ingenieur Niels Juister, stellvertretender Referatsleiter beim Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege in Oldenburg.

Vorreiter des Denkmalschutzes in Deutschland war kein Geringerer als Karl Friedrich Schinkel (1781–1841). Der preußische Baumeister, Architekt und Stadtplaner, der den Klassizismus und den Historismus in Preußen entscheidend mitgestaltete, forderte bereits 1815 Schutzbehörden für Kunstdenkmale. Unter dem Eindruck der verheerenden napoleonischen Kriege plädierte er für ein nationales Denkmalregister und war gegen den Verfall und Abriss historischer Bauwerke. Schinkel hatte schon damals die Bedeutung der materiellen Kultur für die Identität einer Nation erkannt. „Schinkel hat sich schon früh gegen die Zerstörung der eigenen Geschichte eingesetzt“, erklärt Niels Juister.

Das erste moderne, kodifizierte Denkmalschutzgesetz Deutschlands wurde am 16. Juli 1902 im Großherzogtum Hessen verabschiedet. Sachsen folgte 1909. Am 18. Mai 1911 verkündete Großherzog Friedrich August das Denkmalschutzgesetz für das Großherzogtum Oldenburg. Der Oldenburgische Landtag wollte damit die idealen Anschauungen weiter Kreise der gebildeten Stände, die sich der Heimatpflege und Heimatkunst verschrieben hatten, unterstützen und der immer mehr um sich greifenden materialistischen Lebensauffassung Einhalt gebieten.

Der Denkmalbegriff hat sich im Laufe der Zeit verändert. Kümmerten sich im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts Altertumsvereine und Heimatvereine um den Erhalt von Burgen, Schlössern und Kirchen, wurde das Denkmalspektrum nach und nach erweitert. „Man wollte nicht nur zeigen, wie Leute in den Schlössern lebten, sondern auch das Leben von Tagelöhnern, Witwen, Waisen und Bauern, eben das ganze Spektrum aller sozialer Schichten“, erklärt Niels Juister. Auch technische Objekte wie beispielsweise Brücken und Schleusen kamen hinzu.

Denkmalschutz in Deutschland ist keine Angelegenheit des Bundes, sondern steht unter der Kulturhoheit der 16 Bundesländer. Das heißt, es gibt bundesweit unterschiedliche Denkmalschutzgesetze. Der Denkmalschutz in Niedersachsen wurde am 30. Mai 1978 in ein Gesetz gegossen und ist seitdem bei den unteren Denkmalschutzbehörden in den Landkreisen und Kommunen angesiedelt. Das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege (NLD) steht den unteren Denkmalschutzbehörden beratend zur Seite. Das NLD mit seinen vier Stützpunkten in Hannover, Braunschweig, Lüneburg und Oldenburg sowie einem Referat für landesweite Spezialgebiete (Inventarisation, Denkmaltopografie, Städtebauliche Denkmalpflege, Technik- und Industriedenkmalpflege sowie Gartendenkmalpflege) kümmert sich aktuell um rund 80.000 geschützte Objekte,

Die Inspektoren des Monumentendienstes, Sven Rathjen und Michael Zenker, untersuchen die Fachwerkscheune auf dem Tabkenhof in Dötlingen auf Schäden und Mängel.
Foto: Monunmentendienst, Olaf Blume

mann. Sie sind etwas Universelles und kennen keine Grenzen. „Jeder fährt an diesen Objekten vorbei und nimmt sie unmittelbar wahr. Man kann sie jeden Tag erleben. Sie stecken nicht hinter Panzertüren. Eine 800 Jahre alte Kirche kann jeder anfassen. Sie ist allerdings schwieriger zu erhalten als Kunstobjekte in Glasvitrinen. Denkmale tragen zum Wohlbefinden der Menschen und zur Identitätsstiftung bei“, betont Niels Juister.

In den Niederlanden wurde das erste nationale Denkmalschutzgesetz 1961 verabschiedet. 1988 wurde das „Monumentenwet“ (Denkmalschutzgesetz) novelliert. Es ist Grundlage für die Anerkennung als Rijksmonument („Reichsdenkmal“). Der Rijksdienst voor de Monumentenzorg (Staatliches Amt für Denkmalpflege) mit Sitz in Zeist ist verantwortlich für die Durchführung des Denkmalschutzgesetzes und die Vergabe von Fördergeldern. Die Unterschutzstellung selbst obliegt dem Kultusministerium. Voraussetzung für eine Unterschutzstellung ist eine Altersgrenze von 50 Jahren. Als Rijksmonument gelten Gegenstände, die aufgrund ihrer Schönheit, ihrer Bedeutung für die Wissenschaft oder ihres kulturhistorischen Wertes von allgemeinem Interesse sind. Die Niederlande verfügen derzeit über etwa 62.000 Rijksmonumente. Neben den Rijksmonumenten gibt es weiter Gemeinde- und Provinzdenkmale von lokaler und regio-

das entspricht rund einem Prozent der gebauten Substanz in Niedersachsen. Die fachliche Beratung von privaten Eigentümern, Architekten, Handwerkern sowie Ansprechpartnern bei Kirchen, Kommunen und Landesbehörden steht dabei im Vordergrund. Die Fachleute des NLD sind insbesondere auch in der administrativen Abwicklung von Maßnahmenförderungen für Baudenkmale tätig. Zugleich befassen sich die Denkmalpfleger aber auch mit den Denkmalverzeichnissen, die fortgeschrieben und qualifiziert werden müssen.

Neben den Kultureinrichtungen wie beispielsweise Museen, Theater, Bibliotheken und Archive ist der Bereich Denkmalpflege ebenso wichtig. Denkmale sind Geschichte für jeder-

naler Bedeutung sowie geschützte Stadt- und Dorfansichten. Für die Gemeinden und Provinzen besteht jedoch keine Verpflichtung zur Ausweisung von Denkmalen.

Die Monumentenwacht unterstützt die denkmalpflegerischen Arbeiten in den Niederlanden. Sie ist eine gemeinnützige Organisation, die sich dafür einsetzt, die niederländischen Denkmäler mittels vorbeugender Wartung in gutem Zustand zu erhalten. Die Monumentenwacht wurde im Jahr 1973 in der Provinz Friesland gegründet. Zurzeit werden in den Niederlanden jährlich etwa 24.000 Denkmäler inspiziert und die Besitzer über die Instandhaltung ihrer Denkmäler beraten.

Sven Rathjen, Inspektor und Techniker für Baudenkmalpflege beim Monumentendienst, untersucht den Zustand eines historischen Holzfensters.

Einblick in das Lager des Monumentendienstes für historische Baustoffe in Oldenburg: Hier werden alte Steine, Ziegel, Balken, Fenster, Türen, Beschläge und vieles mehr gelagert und für Sanierungszwecke wieder zur Verfügung gestellt. Fotos: Monumentendienst

In Anlehnung an die Monumentenwacht in den Niederlanden betreut der Monumentendienst fachkundig, unabhängig und objektiv über 1600 Eigentümer mit ihren historischen Gebäuden im gesamten Weser-Ems-Gebiet. „Die Gründungsidee für den Monumentendienst im Jahr 2004 war die Überzeugung, dass ein vorbeugender Denkmalschutz die größte Gewähr für den Erhalt regionaler Kulturgüter bietet“, erklärt Bente Juhl vom Monumentendienst.

Der Pflege- und Wartungsdienst führt mit hoch qualifizierten Fachleuten und professioneller Ausrüstung Inspektionen an Gebäuden durch, um den Zustand der historischen Bausubstanz beurteilen zu können. Der Monumentendienst möchte damit die Eigentümer von denkmalgeschützten und historischen Gebäuden mit praktischer Hilfe unabhängig und objektiv unterstützen. Er leistet damit einen wichtigen Beitrag, um die Freude der Besitzer an ihrem einzigartigen Objekt zu erhalten und damit den Bestand an kulturhistorischen Bauwerken in der Region zu sichern. Das Motto „kleiner Schaden, kleine Reparatur anstelle eines großen Schadens und hohen Sanierungskosten“ ist die Handlungsmaxime des Monumentendienstes. Durch diese bewusste präventive Denkmalpflege können die Eigentümer Ressourcen und vor allem Kosten sparen.

„Gebäudeeigentümer erhalten auch kompetente Beratung, wenn sie historische Baustoffe für ihr Gebäude suchen“, sagt Bente Juhl. In drei Materiallagern – in der Stadt Oldenburg, im Landkreis Leer und im Landkreis Oldenburg – bietet der Monumentendienst eine große Vielfalt an historischen Baustoffen, die Mitglieder für ihr Gebäude nutzen können.

Der Monumentendienst ist eine Initiative der gemeinnützigen Stiftung „Kulturschatz Bauernhof“ und wird gefördert von den teilnehmenden Kommunen und vom Land Niedersachsen. In der Region tragen die Landkreise Ammerland, Aurich, Cloppenburg, Friesland, Grafschaft Bentheim, Leer, Oldenburg, Osnabrück, Wesermarsch und Wittmund sowie die Städte Emden, Oldenburg und Osnabrück finanziell und ideell erheblich zum Gelingen des Projektes bei.

Die Fortschreibung der Denkmallisten ist derzeit ein Thema auf der Agenda der Denkmalpfleger des Niedersächsischen Landesamtes. So stehen die 1950er-, 1960er- und 1970er-Jahre zur Überprüfung an. „Das ist Zeitgeschichte, wo wir merken, dass wir sie durch Abriss verlieren könnten. So sind beispielsweise die Nachkriegskirchen ein großes Thema“, sagt Niels Juister.

Zeugen unserer Geschichte

Fragen an Hermann Schiefer, Fachberater beim Monumentendienst, Landesdenkmalpfleger

Foto: Monumentendienst

Machen Sie sich Sorgen um die historische Baukultur im Oldenburger Land und in Ostfriesland?

Hermann Schiefer: Ja, außerhalb der Altstadtzentren, die inzwischen durch ihr historisches Ambiente wertgeschätzt und kulturtouristisch vermarket werden, verschwinden in den ländlichen Bereichen Ostfrieslands und Oldenburgs die historischen Bauernhäuser und Wohngebäude im rasanten Tempo. Wir werden in ein bis zwei Generationen die regionaltypischen Gulfhäuser und niederdeutschen Hallenhäuser als prägende Elemente unserer Kulturlandschaft bis auf wenige Reste verlieren.

Wenn man ein altes Gebäude kauft, muss man doch sicher eine Menge Geld reinstecken, bevor es bewohnbar ist. Und der Denkmalschutz macht auch noch Auflagen, was man darf und was nicht. Warum sollte man überhaupt ein altes Gebäude kaufen und nicht lieber gleich neu bauen?

Alte Gebäude sind erst einmal Zeugen unserer Geschichte. Sie erzählen uns, wie man früher gelebt und gewirtschaftet hat. In aller Regel besitzen sie auch eine besondere Atmosphäre, die anheimelnd auf uns wirkt, weil sie aus haptisch angenehmen Materialien wie Holz und Backstein erbaut wurden. Dazu halten sie in der Größe einen menschlichen Maßstab ein. Diese Dinge vermissen wir heute bei unseren großen modernen Bauten aus Glas, Stahl und Beton. Wer also ein unverwechselbares Haus mit hoher Wohnqualität sucht, wird in einem alten Gebäude glücklich werden. Und wer es in seiner historischen Überlieferung erhalten und pflegen möchte, wird kaum Schwierigkeiten mit den Denkmalbehörden haben. Ökologisch und bei der wachsenden Bedeutung von Nachhaltigkeit und Ressourcenverbrauch ist es unsinnig, ein Gebäude abzubrechen und neu zu bauen. Auch alte Häuser lassen sich energetisch ertüchtigen, wenn sie nicht schon durch ihre dicken Mauern prima Wärmespeicher sind.

Es gibt ja viele Institutionen und Vereine, die sich um den Erhalt von Denkmalen kümmern, wie zum Beispiel die Mühlenvereine, Heimatvereine und viele andere. Aber auch Privatleute kümmern sich um den Erhalt von Baudenkmalen, wenn sie eines bewohnen oder erwerben. Finden Sie, dass diese „Denkmalschützer“ genug Anerkennung bekommen?

Die Erhaltung der Baudenkmale ist eine Gemeinschaftsaufgabe, sie liegt im öffentlichen Interesse. Es ist erfreulich, dass es in den letzten Jahren neben den staatlichen und kommunalen Denkmalbehörden zunehmend Institutionen und Vereine gibt, die sich mit bürgerschaftlichem Engagement um den Erhalt unseres gebauten Erbes bemühen. Ihnen gehört unsere volle Unterstützung. Enttäuscht bin ich eher von dem Desinteresse einiger Kommunen und Fachbehörden, die wertvolle Altbausubstanz in ihrem Besitz haben. Es herrscht dort noch viel zu wenig Kulturverständnis und Gemeinsinn, hier entscheidet immer noch der Rotstift. Und diese Rechnerei ist meistens viel zu kurzfristig und wenig vorausschauend. Das zeigen die Beispiele wie der Abriss der Südzentrale in Wilhelmshaven oder die Diskussion um den Erhalt der Gleishalle am Oldenburger Hauptbahnhof.

Die Fragen stellte Friedhelm Müller-Düring

GEFÖRDERT DURCH DIE oldenburgische landschaft

Neue Ausschreibung

Hörspielpreis Nordwest

Red. Der Autorenwettbewerb „Hörspielpreis Nordwest“ wurde 2016/2017 von drei kulturfördernden Institutionen des Nordwestens ins Leben gerufen. Das Studentenwerk Oldenburg, das Oldenburger Universitätstheater und das globale° – Festival für grenzüberschreitende Literatur suchten erstmals das Hörspielskript des Nordwestens.

Dieser Wettbewerb geht nun in eine neue und erweiterte Runde: Die Ausschreibung findet derzeit in allen nordwestdeutschen Studienstandorten statt. Der inhaltliche Fokus, das heißt die Szenerie, in der das Hörspiel spielt, soll sich diesmal auf das Oldenburger Land (von Damme bis Wangerooge/ von Apen bis Delmenhorst) begrenzen.

Neben dem großen Erfolg aus dem vergangenen Jahr zeigt auch der boomende Markt von beispielsweise Regionalkrimis, dass der Wunsch nach regionalen und vielleicht auch identitätsstiftenden Kulturbeiträgen hoch im Kurs steht. Hierzu möchte der Hörspielpreis Nordwest seinen Beitrag für das Oldenburger Land leisten. Bemerkenswert ist auch die Erfahrung aus dem vergangenen Jahr, dass die Bewerbungen ausschließlich von jungen Menschen (unter 30 Jahre) eingereicht

Die Präsentation findet mit Requisite und schauspielerischem Talent statt. Maik Schönleber und Phil Southard. Foto: Matej Meza/globale° – Festival für grenzüberschreitende Literatur

Justin Hibbeler Gewinner des Hörspielpreis Nordwest mit dem Hörspiel „Als Donald Trump nach Emden kam“. Foto: privat

Von links im Uhrzeigersinn: Tabea Stracke, Hannes Schmacker und Phil Southard bei der Aufführung des Gewinnerhörspiels 2017. Foto: Matej Meza/globale – Festival für grenzüberschreitende Literatur

wurden, das Publikum allerdings alle Generationen abdeckte – vom Kindes- bis ins Seniorenalter.

Den Hörspielpreis 2017 gewann Justin Hibbeler mit seinem Hörspiel „Als Donald Trump nach Emden kam“. Die Live-Hörspiel-Aufführungen tourten in zahlreichen Städten in ganz Norddeutschland und erreichten pro Veranstaltung bis zu 120 Zuhörer. Unter anderem der europaweit führende Konzert- und Festivalveranstalter FKP Scorpio wurde auf die Produktion aufmerksam und buchte das fünfköpfige Ensemble unter anderem für das Musikfestival „A summers tale“ 2018, auf dem mehr als 10.000 Besucher erwartet werden.

Hörspiele faszinieren die Menschen. Viele sind mit ihnen aufgewachsen, hören sie beim Autofahren oder nutzen sie als Einschlafhilfe. Wer immer schon mal selbst eine gute Idee für ein Hörspiel hatte oder sich kreativ mit diesem Genre beschäftigen möchte, ist bei diesem Wettbewerb genau richtig.

Anforderungen: Das Hörspiel-Skript spielt im Oldenburger Land, sollte max. acht Rollen umfassen und ungefähr 45 Minuten dauern. Jede*r Student*In in Nordwestdeutschland kann sich beteiligen. Als Preis winken **500 €** Preisgeld, ein Live-Auftritt auf dem globale° – Literaturfestival 2019 in Bremen sowie in Oldenburg, Emden und Wilhelmshaven und an vielen weiteren Orten im Nordwesten.

Einsendeschluss ist der **31.10.2018**.
Weitere Informationen unter *www.theater-unikum.de*.

Generationenwechsel im Kulturzentrum BEGU Lemwerder

Von bewährten Kursen und neuen Wegen

Im August übernimmt der aus Delmenhorst stammende Timo von den Berg, Jahrgang 1988, die Leitung der Begegnungsstätte Lemwerder von Dieter Seidel, Jahrgang 1953. Die weit über die Grenzen Lemwerders hinaus bekannte und beliebte BEGU steht damit vor einem Generationenwechsel, der derzeit viele soziokulturelle Zentren in Deutschland betrifft und vor neue Herausforderungen stellt. Dieter Seidel, studierter Sozialpädagoge, hielt bei der BEGU seit 1991 die Fäden in der Hand – als kreativer Kopf und Programmgestalter genauso wie als geduldiger Vermittler und Koordinator zwischen Kultur, Wirtschaft und Verwaltung. Mit Timo von den Berg folgt ihm ein junger, dabei aber keineswegs unerfahrener Sozialökonom, Wirtschafts- und Rechtswissenschaftler. Von den Berg brachte beispielsweise als Initiator der preisgekrönten Kleinkunstbewegung Delmenhorst e. V. unkonventionelle Kunst und Kultur auf die Bühne, förderte in Achim als Produktverantwortlicher die Freiwilligen und ehrenamtlich Engagierten, vergab bis vor Kurzem im Ortsamt Bremen-Mitte/Östliche Vorstadt Fördermittel an interessante Bremer Projekte und leitete die Fachausschüsse der Themen Bildung, Soziales und Kultur. **Hayat Issa** sprach mit **Timo von den Berg** und **Dieter Seidel**.

Herr von den Berg, Sie übernehmen demnächst die Leitung der BEGU Lemwerder – wie verläuft die Einarbeitungszeit? Wie gestalten Sie (beide) den Übergang?
Timo von den Berg: Wir führen momentan jede Menge Gespräche und treffen wichtige Netzwerkpartner. Ich wurde vom gesamten Team offen und herzlich aufgenommen. Gerade im soziokulturellen Bereich funktioniert vieles über Kommunikation und die Beziehungen zu Menschen – sie sind der Schlüssel. Ich freue mich jeden Morgen auf die Arbeit, weil es hier so viel Spannendes zu entdecken gibt!

Kann man sich auf eine solche Aufgabe vorbereiten?
Timo von den Berg: Ob man das kann, weiß ich nicht. Natürlich habe ich mir die BEGU vorher angeschaut und erste Veranstaltungen besucht, um ein Gefühl für das Team und die Besucherinnen und Besucher zu erhalten. Ich habe im Internet und in der Presse recherchiert, was die BEGU anbietet und tausche mich intensiv mit Dieter Seidel aus. Im Vordergrund steht jetzt, das Haus auch von innen möglichst genau kennenzulernen – und immer wieder Gespräche mit den Beteiligten auf allen Ebenen zu führen.

Herr Seidel, welche Eigenschaften sollte der Leiter der BEGU mitbringen?
Dieter Seidel: Er sollte offen sein für Lemwerder, für die Menschen und für Kultur jeglicher Art. Soziokultur ist all das, was Menschen bewegt. Kunst lässt sich nicht in ein Raster pressen. Es geht also darum, aus der BEGU heraus gemeinsam mit spannenden Künstlerinnen und Künstlern die Gemeinde und das Umfeld zu gestalten. Lemwerder und die BEGU sind etwas Besonderes. Wir haben in vielen Jahren etwas aufgebaut, das sich immer weiterentwickelt hat – und das wird auch in Zukunft so sein. Ich denke, man braucht den Mut zur stetigen Veränderung, sollte dabei aber dennoch an Bewährtem festhalten können, um die treuen Besucher nicht vor den Kopf zu stoßen.

Herr von den Berg, was hat Sie an der Aufgabe gereizt?
Timo von den Berg: Kunst und Kultur sind die Hebel, um der Gesellschaft den Spiegel vorzuhalten, sie zu gestalten und Veränderungen anzustoßen. Die BEGU ist viel mehr als eine reine Kultureinrichtung oder ein Bürgerhaus. Für Lemwerder ist sie der Ort, an dem ein großer Teil des öffentlichen Lebens stattfinden kann, an dem Jung und Alt aufeinander zugehen können, wo Verbindungen geschaffen werden – ein sozialer Anker und eine Art kulturelles Leuchtfeuer der Region gleichermaßen. Für mich ist sie ein einmaliger Standortfaktor für die Gemeinde und zugleich ein spannender Möglichkeitsraum für uns als Team und für alle Aktiven. Das finde ich sehr reizvoll.

Haben Sie eine private Verbindung zur BEGU? Was macht die BEGU so besonders?
Timo von den Berg: Als gebürtiger Delmenhorster kenne ich die BEGU und Lemwerder schon sehr lange. Nach dem Abitur habe ich als freier Mitarbeiter für eine Delmenhorster Lokalzeitung geschrieben und von ein paar Veranstaltungen berichtet. Darüber hinaus habe ich Konzerte befreundeter Bands in der BEGU besucht und damals mit Klassenkameraden aus Lemwerder bei einer Fußballübertragung mitgefiebert. Ich kann mich noch genau erinnern, dass Werder damals gewonnen hat – das ist doch ein gutes Omen!

Wie hat sich die BEGU im Laufe ihres Bestehens verändert?
Dieter Seidel: Nach einigem politischen Hin und Her

Der neue und der alte Leiter: links Timo von den Berg und rechts Dieter Seidel. Foto: Volker Kölling

Der Eingangsbereich des soziokulturellen Zentrums in Lemwerder. Foto: BEGU Lemwerder

verwandelte sich 1984 der alte Bauernhof der Familie Warnken unter der Trägerschaft der Gemeinde Lemwerder in die Begegnungsstätte Lemwerder. Vom reinen Raumangebot für Bürgergruppen mit einem offenen Jugendbereich hat sich die BEGU in relativ kurzer Zeit entfernt: Es kamen immer mehr eigene kulturpädagogische Kurse, Projekte sowie Kooperationen mit Vereinen und Institutionen hinzu, sodass es im wahrsten Sinne des Wortes eng wurde. Von 1996 bis 2001 hat man die BEGU deshalb in mehreren Schritten aus- und umgebaut. Heute ist unser Haus ein vielseitiges Kulturzentrum mit einem anspruchsvollen kulturpädagogischen Kursangebot für Jung und Alt, regelmäßigen Gastspielen überregional bekannter Künstler und einem umfangreichen Raumangebot für die Bürger der Gemeinde. Die BEGU Lemwerder hat sich seit ihrer Entstehung kontinuierlich zu einem attraktiven Anziehungspunkt für die ganze Region weiterentwickelt.

Was sind heutzutage die besonderen Herausforderungen eines soziokulturellen Zentrums?
Dieter Seidel: Alle Soziokultur-Häuser stehen vor der Herausforderung, die 20- bis 50-Jährigen anzusprechen und sie von ihren Smartphones, Tablets, von Netflix und aus den sozialen Medien zu holen, um reale Verbindungen entstehen zu lassen. In den jungen Familien sind häufig beide Elternteile berufstätig. Sie stehen unter enormem Druck und haben gar nicht die Zeit, abends noch zu Veranstaltungen zu gehen. Diese Menschen können wir aber über ihre Kinder erreichen und ihnen so die Möglichkeit geben, beispielsweise andere Eltern kennenzulernen.

Gibt es auch bei den Zielgruppen einen Generationenwechsel? Was hat dieser zur Folge – und wie stellt man sich darauf ein?
Dieter Seidel: Soziokultur ist überall im Wandel. Die Kulturhäuser in den Städten und Gemeinden wurden von einer Generation mit viel Herzblut aufgebaut. Nun geht es darum, dass die jüngeren Generationen sich ebenfalls damit identifizieren können. Die BEGU ist ein Haus für alle Lemwerderaner innen und Lemwerderaner, das war schon immer so. Die besondere Herausforderung dabei war und ist, alle unterschiedlichen Altersgruppen zu erreichen. Ein Teil des Publikums wird selbstverständlich älter – deshalb ist es wichtig, auch neue Besucher dazuzugewinnen, auch wenn diese andere Interessen und Gewohnheiten haben als etwa die Generation vor ihnen.

In welchen Bereichen wird (mehr) Unterstützung benötigt?
Dieter Seidel: Es ist sehr wichtig, dass die Bürgerinnen und Bürger wissen, dass die BEGU ihr Haus ist. Ehrenamtliche Unterstützung ist immer gut, aber es ist mindestens genauso wichtig, dass man zu Veranstaltungen kommt und so als Multiplikator wirkt. Alle sollten wissen, dass ein Zentrum wie die BEGU von den Leuten lebt, die es nutzen – so funktioniert Soziokultur.

Wie sehen Sie (beide) die Zukunft der BEGU?
Dieter Seidel: Kultur heißt immer auch Freiheit. Die BEGU muss und wird ein Raum bleiben, wo sich Menschen ausprobieren können, wo sie einander treffen und wo sie sich begeistern lassen können.
Timo von den Berg: Bunt. Die BEGU muss weiterhin auf allen Ebenen unterwegs sein und wissen, was die Menschen bewegt. Ich sehe Kultur für Jung und Alt von tollen Künstlern von hier und aus der Ferne. Wir müssen mit der Zeit gehen, aber nicht jedem Trend hinterherlaufen.

Hayat Issa ist freie Redakteurin und Texterin aus Oldenburg und übernimmt die Pressearbeit für Unternehmen und Kulturinstitutionen im Oldenburger Land.

Die kolorierte Ansicht des Schlosses Delmenhorst aus der Mitte der 16. Jahrhunderts ist auch als Postkarte gedruckt worden. Bild: NLA Wolfenbüttel

Historische Entdeckung in Archivakten

Fassadenzeichnung der Weserrenaissance in Delmenhorst gefunden

Von Herta Hoffmann

Es ist eine Situation, die sich Historikerinnen oder Historikern, die in einem Archiv arbeiten, nur selten bietet: Mitten zwischen den vielen Textseiten einer dicken Akte liegt ein Blatt, das den kundigen Betrachter erst ungläubig staunen und dann innerlich begeistert jubeln lässt. Es ist eine farbige Zeichnung einer Schlossfassade.

Bei ihren Forschungen zu Gräfin Sibylla Elisabeth von Oldenburg und Delmenhorst hat die Autorin diese Zeichnung im Sommer 2017 in einer seit langer Zeit nicht mehr aufgeschlagenen Akte im Niedersächsischen Landesarchiv Wolfenbüttel (NLA WO 1 Alt 5 Nr. 526, fol. 425) entdeckt.

Die Fassadenzeichnung lag zwischen zwei Bauzeichnungen, die ein ambitioniertes Projekt auf der Burginsel in Delmenhorst dokumentieren, einen großen Marstall im Schlosshof zwischen dem Viereckigen und dem Runden Turm. Im oberen Geschoss waren 22 Stuben und Kammern, also richtige Appartements, geplant, im Erdgeschoss sollten 19 Pferdeboxen eingerichtet werden, eingerahmt von einer Reithalle auf der einen und einem Back- und Brauhaus mit Backstube und Backofen auf der anderen Seite. Der Hausvogt Heinrich Wilt fertigte die beiden Grundrisszeichnungen und die Außenansicht an. Genau listete er die Ausmaße des Marstalls auf, der 142 Fuß lang und 40 Fuß breit sein würde, bei einer von ihm berechneten Entfernung von 154 Fuß zwischen den Türmen. Wenn man die Maßeinheit „Fuß“ in Meter umrechnet, dann kommt man nach der zu dieser Zeit in Oldenburg üblichen Messung auf circa 45 Meter vorhandenen Platz. Nach Oldenburger Maß betrug ein Fuß nach unserer heutigen Rechnung 29,6 Zentimeter. Der Marstall würde nach den Erläuterungen des Hausvogts auf der Grundrisszeichnung circa 42 Meter lang und circa zwölf Meter breit werden. Der Schlosshof vor dem Zeughaus mit dem großen Saal und vor dem Kapellenflügel wäre so ziemlich eingeengt und der freie Blick auf die Fassade dieser beiden repräsentativen Gebäude von der Graft aus nicht mehr möglich. Also würde der Neubau den Schlossplatz quasi abriegeln.

Wer hatte diese umfangreiche Baumaßnahme auf der Burginsel mit ihrem eingeschränkten Platz veranlasst?

August der Jüngere, Herzog von Braunschweig-Lüneburg-Dannenberg mit Herrschaftssitz in Hitzacker, übernahm nach dem Tod seiner Schwester Sibylla Elisabeth, der letzten Gräfin auf dem Schloss, im Jahr 1630 die Regentschaft für seinen noch minderjährigen Neffen Christian (IX.). Er kannte das Schloss von seinen zahlreichen Besuchen bei seiner Schwester sehr gut und fühlte sich auch wohl dort. Nur der vorhandene und wohl recht neue Stall, der wahrscheinlich hinter dem Zeughaus beim Neuen Haus lag, entsprach offensichtlich nicht seinen Ansprüchen.

Der Hausvogt gibt seinem Gutachten für das Bauvorhaben folgende Überschrift: „Zu bedencken waß der neue Stall, da derselbe versitzigung seines orths wegkgenommen, und nach dem abruch in den Platz gesetzet werden soll, an arbeit undt materialien erfordert“ (NLA WO 1 Alt 5 Nr. 526, fol. 420).

Der Stall sollte also nach den Plänen von Herzog August abgerissen und an einem anderen Ort sollte ein größerer errichtet werden, ein Marstall also, in dem auch Gäste untergebracht werden konnten. Die integrierte Reithalle diente der Vorführung der Pferde sowie ihrer notwendigen täglichen Bewegung.

Dass dem Hausvogt das Bauvorhaben des Herzogs sehr aufwendig erschien, wird in seinem Bericht deutlich. Ausführlich listete er die umfangreichen Arbeitsschritte, die benötigten Handwerker, an denen Mangel herrsche, und die erforderlichen Materialien wie Holz, Nägel oder Eisenbolzen auf, die nicht leicht zu beschaffen seien. Außerdem erfordere diese Baustelle eine gute Logistik, denn alle Materialien müssten inventari-

siert und streng bewacht werden, weil es leider gebräuchlich sei, dass Eisen, Nägel, Holz etc. nicht lange auf der Baustelle blieben: „Undt was sie nur schleppen undt dragen können“, würden die Handwerker „davon stehlen“ (NLA WO 1 Alt 5 Nr. 526, fol. 422v). Der Hausvogt bezieht sich in seinem Gutachten allerdings nicht ausdrücklich auf die Fassadenzeichnung, doch er weist darauf hin, dass der Blick auf den Schlossplatz beengt werden würde.

Vielleicht fügte er aus diesem Grund seinen beiden Grundriss-Zeichnungen vom gewünschten Marstall die farbige Zeichnung der Renaissance-Fassade hinzu.

Diese Zeichnung ist bis jetzt in der Forschungsliteratur nicht berücksichtigt worden. Sie stellt eher nicht den tatsächlichen äußeren Zustand des Schlosses dar, sondern einen Entwurf, wie man die Fassade gestalten könnte, wahrscheinlich in die Zeit der Umgestaltung des Schlosses nach der Rückeroberung 1547 durch Graf Anton I. zu datieren.

Dr. Heiner Borggrefe, der stellvertretende Museumsdirektor des Weserrenaissance-Museums Schloss Brake in Lemgo schreibt dazu:

„Kolorierte Architekturentwürfe aus der Frühen Neuzeit sind selten überliefert. Sie waren damals ein vertrautes Mittel, dem Bauherrn die repräsentative Wirkung des angestrebten Bauvorhabens vor Augen zu führen. Es handelt sich hier wahrscheinlich um einen Entwurf zum ehemaligen Kapellen- und Zeughausflügel von Schloss Delmenhorst. Wie auf der Zeichnung erkennbar, stießen sie im stumpfen Winkel aufeinander. Der neu aufgefundene Fassadenentwurf stammt augenscheinlich aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Das Blatt könnte nach der gewaltsamen Einnahme der mittelalterlichen Burg durch Graf Anton I. von Oldenburg-Delmenhorst im Jahre 1547 entstanden sein. [...] Unabhängig von der Frage, ob er auch so realisiert wurde, ist der Fassadenentwurf eine großartige Entdeckung. Er passt stilgeschichtlich in die Zeit um 1550. Das Kolorit entspricht dem in Nord- und Mitteldeutschland üblichen Farbschema von Fassaden der Renaissanceschlösser, die zwischen 1520 und 1560 errichtet wurden.“

Drei Jahre später, also 1633, war Christian volljährig und trat die Herrschaft auf dem Schloss Delmenhorst an. Ein großer Marstall lag angesichts leerer Kassen wohl nicht in seinem Interesse. Vielleicht hatte schon Herzog August von seinen Bauplänen Abstand genommen, denn zu Hause in Hitzacker erforderten der fortschreitende Krieg, der Tod seiner zweiten Ehefrau und die Erbschaft in Wolfenbüttel seine ganze Aufmerksamkeit.

Herta Hoffmann ist stellvertretende Vorsitzende des Heimatvereins Delmenhorst, ehemalige Lehrerin am Max-Planck-Gymnasium und wurde 2017 mit dem Europäischen Bürgerpreis ausgezeichnet.

In memoriam Dr. Klaus Dede (1. Juni 1935 bis 5. Mai 2018)

Journalist und Autor – und vor allem ein wacher und kritischer Geist. Aufgewachsen im Pfarrhaus in Blexen. Sohn des Pastors Günther Dede und seiner Frau Helene Brauer-Dede. Die Eltern entstammen alten Oldenburger Familien. Nach Volksschule in Blexen und Abitur in Bremerhaven folgte bis 1959 die Journalistenausbildung. Arbeit unter anderem in Oldenburg und Nordenham. 1968/69 ein Studienaufenthalt in Paris. Seit 1975 lebte Klaus Dede als freier Autor in Oldenburg.

Ein paar Facetten seines Werks (Buchtitel kursiv): *Der Deichgraf* – ein früher Roman. Antisemitismus in Oldenburg. Dede schildert den Einzug des politischen Antisemitismus in Oldenburg in den 1890ern. Antisemitismus als Ausdruck der eigenen Ängste. Seine Veröffentlichung *Am Staugraben* – Erinnerungen seiner Mutter – war die offene und anschauliche Sicht einer höheren Tochter auf die sozialen Verhältnisse, die Räume und das Wirtschaften in der Residenzstadt, und *Frau Pastor* zeigte den Alltag in sehr unruhigen Zeiten, den Kirchenkampf. *Zehn deutsche Männer* reduziert den später postulierten Mythos nationalen Aufbegehrens sehr detailreich und plausibel zur „Kaffeerevolte“ – den Männern stieg der Kaffee in die Nase. Das Zolllager der Kontinentalsperre Napoleons in Blexen war kaum gesichert und das Statusmittel Kaffee damit zum Greifen nah.

Kritischer Heimatbezug war für Klaus Dede zentral – positiv, nicht rückgewandt, die Potenziale und Abgründe des Allgemeinen im Regionalen aufblitzen lassen. Es ist Regionalgeschichte mit einem Anliegen: Aufklärung, Diskurs, Freiheit des Denkens. Dazu gehören ausgiebige Quellenarbeit und auch pointierte Thesen. Anfang der 80er-Jahre hat Klaus Dede den „Erinnerungsgang“ in Oldenburg initiiert. Er hat ihn bei bei verschiedenen Institutionen, Arbeitskreisen und Personen beharrlich vorgestellt und fand schließlich Engagierte und Mitstreiter. Seitdem wird in jedem Jahr der Deportationsweg der jüdischen Oldenburger vom 10. November 1938 mitten durch die Stadt von sehr vielen Bürgern – jung und alt – nachvollzogen.

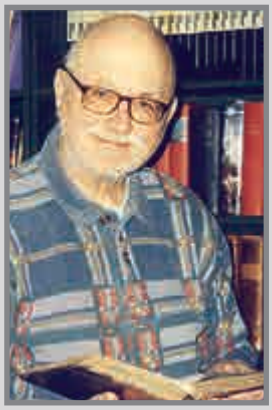


Foto: privat

Fredo Behrens
Arbeitskreis Erinnerungsgang

Der Strompionier Gerhard Bünting aus Jeddeloh I

Vorreiter in Sachen Elektrifizierung

Von Klaus Kruse

Der Maschinenfabrikant Gerhard Bünting aus Jeddeloh I baute das erste Elektrizitätswerk der Gemeinde Edewecht, und es belieferte zwischen 1902 und 1938 bis zu 500 Hausanschlüsse in Jeddeloh und seinen Nachbarorten mit Gleichstrom. Zum Vergleich: 1907 wurde das erste Elektrizitätswerk von der AEG in der Stadt Oldenburg errichtet.

Gerhard Bünting wurde 1880 in Edewecht geboren. Der technisch hochbegabte Bauernsohn ließ sich nach dem Besuch der dreiklassigen Edewechter Volksschule im Maschinenbau ausbilden. Nach Ableistung seiner Militärzeit war es sein Wunsch, sich als Maschinenbauschlosser selbstständig zu machen. Da er aus dem junkerlichen Geschlecht derer Bünting zu Edewecht, und zwar aus der vom Hauptstamme abzweigenden „Harbert-Friedrich'schen-Linie", dem sogenannten „Veen Hus", stammte, konnte er diesen Wunsch in die Tat umsetzen. Im Alter von 22 Jahren kaufte er ein Anwesen mit Müllerhaus und einer Windmühle aus dem Jahre 1858 in Jeddeloh I. Er begann mit der Errichtung einer Werkstatt und eines Privathauses.

Zur Erzeugung von Strom und Wärme kaufte Gerhard Bünting sich von der Firma R. Wolf aus Buckau (Magdeburg) einen Dampfkessel und einen Gleichstromgenerator. Ein Elektromotor trieb über eine Transmission (Riemenantriebsrollensystem) an den Decken die Maschinen in der Werkstatt an. Büntings erster Mitarbeiterstab setzte sich größtenteils aus Männern zusammen, die er während seiner aktiven Militärdienstzeit kennengelernt hatte. So gehörten unter anderem dazu: der spätere Edewechter Elektrikermeister Dietrich Ebken, der Schmied Jan Weetjen und der Drehermeister Heinrich Rehling.

Den Dampf erhielt die Maschine aus dem angrenzenden Kesselhaus. Dieser Kessel wurde mit Torf befeuert. Der Torf wurde mit einer Bahn aus dem eigenen Moorgebiet geholt. Zu diesem Zweck gab es mit der Ziegelei in Jeddeloh I ein gemeinsames Gleissystem. Es dauerte auch nicht lange, bis der junge Unternehmer ein eigenes Elektrizitätswerk aufgebaut hatte. Mit der Dampfmaschine erzeugte er Gleichstrom, der dann in einem großformatigen Akkumulator gespeichert wurde. Noch 1902 konnte er den ersten Strom abgeben. Zu den ersten Abnehmern gehörten der Hausmann J. D. zu Jeddeloh und der Ziegeleibesitzer Oltmanns.

Sein Nachbar, der Gastwirt Georg Bunjes, erhielt an seinem Hochzeitstag, dem 21. Januar 1907, eine elektrische Beleuchtung zum Geschenk, und ein Hochzeitsgast soll beim Anblick der aufleuchtenden Kohlenfaden-Glühbirnen ausgerufen haben: „So ähnlich stell ick mi uck den Himmel vör." Es war sicherlich für die Anwesenden ein erhebendes Gefühl, die Geburtsstunde des elektrischen Lichtes mitzuerleben.

Während im Jahre 1902 in Jeddeloh schon die ersten Glühbirnen erleuchteten, saßen die Edewechter noch im Schein ihrer Petroleumlampen. Es folgten dann bald weitere Hausanschlüsse, zunächst in Jeddeloh, aber dann auch in den benachbarten Orten. Sogar die Einwohner in den Bezirken Kayhauserfeld und Achternmeer erhielten Strom aus Jeddeloh. Bis zum 1. Weltkrieg waren mehr als 500 Haushaltungen und Betriebe angeschlossen.

Gerhard Bünting stellte sich auch mit Rat und Tat beim Aufbau verschiedener Elektrizitätswerke im übrigen Ammerland zur Verfügung. So beriet und unterstützte er die Petersfehner und Wiefelsteder. Im Jahre 1906 stand er mit seinen

Linke Seite: Gerhard Bünting mit seiner Ehefrau Anna Pauline Bünting, geborene Grabhorn.

Diese Seite von oben: Eine Postkarte des Wohnhauses mit Maschinenfabrik und der noch vorhandenen Windmühle um 1904.

Edewechts erstes Dampflokomobil von Gerhard Bünting in Jeddeloh I. Im Hintergrund einer der ersten Gleichstrom-Lichtmasten des Bünting'schen Elektrizitätswerkes.

Bis Anfang der 1950er-Jahre waren Dreschmaschinen noch im Einsatz, dann wurden sie sehr schnell vom Mähdrescher verdrängt.
Fotos: Hermann Bünting

reichen Erfahrungen und Fachkenntnissen dem Torsholter Unternehmen von Hisje zur Seite. Auch die Neuenburger in der Friesischen Wehde verdankten damals Bünting den Einzug des elektrischen Lichtes.

1913 wurde in der Nachbarschaft ein neues Gebäude mit einer elektrifizierten Mühle errichtet und die alte Windmühle abgetragen. Im Jahr 1926 starb Gerhard Bünting in Jeddeloh im Alter von 45 Jahren. Sein Sohn Georg übernahm die Arbeit im Betrieb. 1930 zerstörte ein bei der Torffeuerung für den Dampfkessel entstandener Brand unter anderem das Kesselhaus und das Dach des Maschinenhauses. Beides wurde wieder aufgebaut.

Das Büntingsche Elektrizitätswerk bestand bis zum 1. August 1939, als die privaten und genossenschaftlichen Unternehmen dieser Art ihre Selbstständigkeit verloren und an den Landeselektrizitätsverband Oldenburg (Energieversorgung) übergingen.

Neben der Stromerzeugung wurde eine mit Maschinen, Drehbänken und so weiter sehr gut ausgestattete und weithin bekannte Maschinenfabrik betrieben. In dieser Fabrik befanden sich sehr große Drehbänke. Aus dem ganzen norddeutschen Raum wurden hier Teile bearbeitet. Auch Elektroinstallationen wurden ausgeführt. Angeschlossen war ferner eine Lohndrescherei. Als Antrieb für die Dreschmaschinen wurde anfänglich eine Dampflokomobile eingesetzt. Später benutzte man Elektromotoren zum Antrieb.

Mitarbeiter zogen nach der Erntezeit mit den Dreschmaschinen von Hof zu Hof, um das geerntete und eingelagerte Getreide zu dreschen. 1958 starb Georg Bünting, und das Haus sowie die Fabrikanlage wurden an Wilhelm Feldhus und Gerold Jeddeloh verkauft.

Klaus Kruse ist Dorfarchivar von Jeddeloh I.

Spraakpolitik för Platt – dat ne'e Nedderdüütschsekretariat

vun Christiane Ehlers

Christiane Ehlers. Foto: privat

Plattdüütsch steiht ünner den Schutz vun de Europäässche Sprakencharta, un dat al siet twintig Johr. Düütschland hett fastleggt: De Regionalspraak Nedderdüütsch un de Minnerheitenspraken Däänsch, Freesch, Sorbisch un Romanes bruukt Stütt. För Plattdüütsch heet dat, de acht Bunnslänner, in de de Spraak tohuus is – dat sünd Brannenborg, Bremen, Hamborg, Mäkelborg-Vörpommern, Neddersassen, Nordrhein-Westfalen, Sassen-Anholt un Sleswig-Holsteen – hebbt mit de Charta Plichten övernahmen. Dat geiht vör allen dorüm, Weeg to finnen un Strukturen optoboen, dat de Minschen de Spraak lehren un ehr allerwegens ok bruken köönt.

En heel wichtige Rull speelt de Bundesraat för Nedderdüütsch (BfN). Siet 2002 maakt düt Gremium Spraakpolitik för de bummelig 2 bet 2,5 Millionen Plattsnackers. Twee Delegeerten ut jeedeen Land sitt in den BfN un sett sik in för de Spraak un de Minschen, de ehr snackt, oder ehr lehren wüllt. Se all maakt jümehr Arbeit ehrenamtlich un faken is dat en teemlich sture Opgaav, de veel Knööv un Tiet kösten deit. Verleden Johr in'n Juni geev dat in'n Bunnsdag en Debatt över de lütten Spraken in Düütschland. All Frakschonen weern sik enig: De Bundesraat för Nedderdüütsch schall mehr Stütt kriegen. Se hebbt fastleggt, dat en Nedderdüütschsekretariat inricht warrn schall, wo een instellt warrt, de tohoop mit den BfN Spraakpolitik för Platt maakt. Dat Kontor vun't Sekretariat is in Hamborg, merrn in't Spraakrebeet. Fördert warrt dat Sekretariat un de BfN vun dat Bunnsbinnenministerium. In'n April is dat Nedderdüütschsekretariat op en Empfang in Berlin de politische Öffentlichkeit vörstellt worrn.

„Mien Kind hett dor en Recht op, in de School Platt to lehren!" – Wo faken höört wi düssen Satz? Wenn een ehrlich is, nich faken. Wo schüllt de Öllern dat ok vun afweten, dat dat mööglich is, dat jümehr Kinner Platt in de School lehrt? De Grundlaag dorför, dat is de Europäässche Sprakencharta. Man kennen deit de meist nüms vun de Öllern, de Kinner in de School hebbt. De Minschen, de de Regionalspraak snackt oder ehr lehren wüllt, weet mehrsttiets nich, wat se för Rechten hebbt. „Bet vör en poor Johr geev dat en Plattdüütsch-AG bi uns an de School. Man nu is de Lehrer in Rent gahn – un mit em de AG." Dat höört wi wedder un wedder. De Opgaav vun den BfN is, de Minschen kloor to maken, wat dörch de Sprakencharta mööglich is, jüm Stütt to geven un Moot to maken. Un bi de Politik för jüm intostahn. Dör dat ne'e Sekretariat hebbt wi de Schangs, dat mit mehr Knööv to doon.

Bi de Arbeit vun den BfN un dat Nedderdüütschsekretariat steiht de Bildung ganz bavenan. In de Familien warrt de Spraak mehrstendeels nich mehr wiedergeven un op de Straat lehrt de Kinner ehr ok nich. Blots wenn wi dat schafft, dat Kinnergoorns, Scholen un Hoochscholen dat sekerstellt, dat junge Lüüd de Spraak lehren köönt, denn gifft dat en Tokunft för Platt. Un dat geiht blots över en Schoolfach. De plattdüütsche Leeswettstriet, en Theater-AG op Platt oder en Projektdag sünd heel un deel wichtig. Man utlangen deit dat nich. So as bi jeedeen anner Spraak ok mutt dat för Platt Spraakünnerricht geven. Dor höört en Lehrplaan jüst so to as Schoolmesters, de utbildt sünd, un Materialien för en modernen Spraakünnerricht.

Opstünns deit sik in Neddersassen bi Plattdüütsch in de Bildung en ganze Masse. Op'n Disch liggt de Entschließungsandrag „Förderung für Niederdeutsch und Saterfriesisch verstetigen und weiter ausbauen". Dat, wat in de verleden Johren in Gang kamen is, schall afsekert warrn. Man dat geiht noch wieder: Dat eerste Mal stüert se dorop hen, en Schoolfach Platt intorichten. Un een schall Nedderdüütsch ok an de Uni as Fach studeren könen. Dat geiht dorüm, Strukturen för Platt an de School optoboen, op de sik jeedeen verlaten kann. De BfN un dat Nedderdüütschsekretariat staht achter düssen Andrag un sünd mit vun de Partie, wenn dat dorüm geiht, woans dat ümsett warrn kann. De Erfohrungen ut anner Länner hölpt dor en ganzen Barg bi.

De jungen Lüüd, de sünd wichtig för de Tokunft vun de Regionalspraak. Un jüm an de Spraak rantobringen, dat is een vun de Hauptopgaven vun all de, de sik för Platt insett. Tohoop mit dat Nedderdüütschsekretariat maakt sik de BfN hierför stark.

Christiane Ehlers hett dat Leit vun dat Nedderdüütschsekretariat.

Nedderdüütschsekretariat
Bundesstraße 82
20144 Hamburg
https:/www.niederdeutschsekretariat.de

Zusammengestellt von Matthias Struck

Vor 150 Jahren, am 16. Februar 1868, wurde der Wilhelmshavener Maler **Johann Georg Siehl-Freystett** (1868–1919) geboren.

Die Länder Bremen, Hamburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein haben mit Wirkung vom 6. Dezember 2017 ein **Länderzentrum für Niederdeutsch** als gemeinsame Gesellschaft (GmbH) mit Sitz in Bremen gegründet. Das neue Länderzentrum soll den Schutz, den Erhalt und die Weiterentwicklung der niederdeutschen Sprache künftig länderübergreifend koordinieren. Als Geschäftsführerin wurde **Christianne Nölting** berufen, die ihre Arbeit zum 1. März 2018 aufnahm.

An der Horster Straße in Bohlenberge (Gemeinde Zetel) wurde am 8. März 2018 eine Gedenkstele zur Erinnerung an die **Sinti-Familie Frank** eingeweiht. Die Schaustellerfamilie wurde während des Nationalsozialismus 1943 verhaftet und ins KZ Auschwitz deportiert, wo acht Familienmitglieder starben und nur zwei überlebten.

Der diesjährige Delegiertentag des **Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland** fand am 10. März 2018 in Lindern statt. Zum neuen Präsidenten wählten die Delegierten den bisherigen Vizepräsidenten **Stefan Schute** aus Lindern. Neuer Vizepräsident wurde **Heiner Thölke** aus Visbek. Der bisherige Präsident **Hans-Georg Knappik** kandidierte nach sieben Jahren nicht wieder und wurde zum Ehrenmitglied ernannt.

Axel Fahl-Dreger, Leiter des **Museums im Zeughaus** in Vechta, trat am 14. März 2018 in den Ruhestand. Sein Nachfolger ist **Kai Jansen**, der bereits seit 1. September 2017 in der Leitung mitarbeitete.

Am 17. März 2018 starb **Hergen Auffarth** aus Ruhwarden (Butjadingen) im Alter von 90 Jahren. Er war stellvertretender Bürgermeister der Gemeinde Butjadingen, langjähriger Vorsitzender des Bürgervereins Ruhwarden und Initiator der Kunst- und Kulturwoche Gezeiten.

Das **Schulmuseum Bohlenbergerfeld** (Gemeinde Zetel), das älteste eigenständige Schulmuseum Deutschlands, feierte am 24. März 2018 sein 40-jähriges Bestehen. Das Museum war 1978 von Ursel und Bodo Wacker gegründet worden.

Anlässlich ihres 50-jährigen Bestehens zeigt die **Kunsthalle Wilhelmshaven** vom 25. März bis 17. Juni 2018 die Ausstellung „Wendepunkte: Das Jahr 1968. Positionen deutscher Kunst – und was aus ihnen wurde“.

Vor fünfzig Jahren, am 25. März 1968, starb der Cloppenburger Bildhauer **Paul Dierkes** (1907–1968) im Alter von 60 Jahren in Berlin.

Die Universität Bremen hat erstmals einen Honorarprofessor für das Fach Geografie bestellt. Ab Sommersemester 2018 unterrichtet der Botaniker **Dr. Felix Bittmann** dort Vegetations- und Landschaftsgeschichte. Dr. Bittmann ist Leitender Wissenschaftlicher Direktor des Niedersächsischen Instituts für historische Küstenforschung in Wilhelmshaven und Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft.

Der historische Getreidespeicher **Bargfred** auf dem Gelände des Freilichtmuseums Ammerländer Bauernhaus in Bad Zwischenahn wurde am 2. April 2018 durch einen Brand weitgehend zerstört. Das Gebäude soll wieder aufgebaut werden.

Am 6. April 2018 feierte **Horst Milde**, ehemaliger Landtagspräsident, Verwaltungspräsident, Oberbürgermeister von Oldenburg, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Vertriebene und Träger des Ehrenringes der Oldenburgischen Landschaft, seinen 85. Geburtstag.

Unter dem Motto „VielSeitig“ veranstaltete die Arbeitsgemeinschaft Bibliotheken der Oldenburgischen Landschaft vom 21. bis 30. April 2018 zum 13. Mal eine **Aktionswoche der Bibliotheken im Oldenburger Land** zum Welttag des Buches.

Die Arbeitsgemeinschaft Vertriebene der Oldenburgischen Landschaft hat sich ein neues Projekt vorgenommen: Sie will die Persönlichkeiten erfassen, die infolge des Zweiten Weltkrieges als Vertriebene ins Oldenburger Land gekommen sind und dann in ihrem Wirkungskreis Spuren hinterlassen haben. Gedacht ist an Politiker, Lehrer, Hochschullehrer, Verwaltungsangestellte in leitenden Positionen, Künstler, Pfarrer evangelischer und katholischer Konfession. Wichtig sind auch Gewerbebetriebe von Handwerkern oder Geschäftsleuten. Es ist nicht entscheidend, ob es die Betriebe heute noch gibt oder nicht.
Die Arbeitsgemeinschaft bittet um Mithilfe, diese Daten zu sammeln. Bedeutungsrelevant sind Namen und Daten. Sie können sich per E-Mail an die AG-Leiterin Dr. Gisela Borchers (*gib07705@gmx.de)* oder direkt an die Oldenburgische Landschaft (*info@oldenburgische-landschaft.de*) wenden.

Projektleiterin Anika Tauschensky und Mitglieder des Kulturrats Oldenburg bei der Präsentation von KENOM. *Foto: Oldenburgische Landschaft*

Ab sofort sind mehr als 1.500 oldenburgische Münzen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert im **Online-Münzkatalog KENOM** (Kooperative Erschließung und Nutzung der Objektdaten von Münzsammlungen) zugänglich. Unter ***www.kenom.de*** stehen jetzt Prägungen der Oldenburger Grafen, Herzöge und Großherzöge sowie der Regenten des Jeverlandes für Forschung, Recherche oder einfach zum Betrachten zur Verfügung. Der **Kulturrat im Oldenburger Land**, der das aktuelle Digitalisierungsprojekt verantwortet hat, ist eine Arbeitsgemeinschaft der Kultureinrichtungen des ehemaligen Landes Oldenburg unter Leitung des Niedersächsischen Ministeriums für Wissenschaft und Kultur und der Oldenburgischen Landschaft.

Vorne: Thomas Kossendey, Dr. Ursula Warnke, Susanne Mittag (MdB). Zweite Reihe: Dr. Stephan Siemer (MdL), Christian Dürr (MdB), Astrid Grotelüschen (MdB). Hintere Reihe: Christoph Eilers (MdL), Dr. Eduard Möhlmann, Ulf Prange (MdL), Dr. Michael Brandt, Hanna Naber (MdL), Benno Schulz, Benno Dräger. *Foto: Oldenburgische Landschaft*

Auf Einladung der Oldenburgischen Landschaft kamen am 9. März 2018 Landtags- und Bundestagsabgeordnete aus dem Oldenburger Land im Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg zu einem **Abgeordnetengespräch** zusammen. Landschaftspräsident Thomas Kossendey berichtete über die aktuellen Projekte der Arbeitsgemeinschaft der Landschaften und Landschaftsverbände in Niedersachsen (ALLviN). Museumsdirektorin Dr. Ursula Warnke stellte den Abgeordneten die Aufgaben des Landesmuseums für Natur und Mensch vor.

(von links) Landschaftspräsident Thomas Kossendey, Dr. Gisela Borchers, Dr. Hans-Ulrich Minke, Landschaftsgeschäftsführer Dr. Michael Brandt. *Foto: Oldenburgische Landschaft*

Die Leitung der **Arbeitsgemeinschaft Vertriebene** in der Oldenburgischen Landschaft ging am 6. März 2018 von **Dr. Hans-Ulrich Minke** auf **Dr. Gisela Borchers** über. Unter der 16-jährigen Leitung von Dr. Minke hat die AG Vertriebene zahlreiche Projekte und Publikationen auf den Weg gebracht und das Schicksal, aber auch die Verdienste der 200.000 Vertriebenen aufgearbeitet, die infolge des Zweiten Weltkriegs ins Oldenburger Land gekommen sind.

Jessica Leffers. *Foto: privat*

Seit 1. April 2018 ist die Ethnologin **Jessica Leffers** neue Geschäftsführerin des Blauschimmel Ateliers e. V. in Oldenburg. Das Blauschimmel Atelier wurde 1998 als gemeinnütziger Verein gegründet und ist ein Ort gelebter Inklusion. Dort begegnen sich Menschen mit und ohne Beeinträchtigung unterschiedlicher Generationen und Kulturen, um miteinander künstlerisch tätig zu sein.

Mitglieder des Ateliers Blauschimmel im Schlossgarten. *Foto: Elke Syassen*

Am 10. April 2018 feierte der niederdeutsche Schriftsteller **Günter Kühn** seinen 85. Geburtstag. Er war Leiter der August-Hinrichs-Bühne Oldenburg, Leiter der Fachgruppe Niederdeutsche Bühnen der Oldenburgischen Landschaft und Baas des „Spieker"-Schrieverkring und wirkt weiterhin aktiv in der Redaktionsgruppe der NWZ-Seite „Snacken un Verstahn" mit. Für sein Schaffen wurde er mit vielen Preisen ausgezeichnet.

Der **Jeversche Altertums- und Heimatverein e. V.** wählte **Dr. Matthias Bollmeyer** am 19. April 2018 zum neuen 1. Vorsitzenden. Sein Vorgänger Pastor i. R. **Volker Landig** kandidierte nach 24 Jahren nicht wieder für dieses Amt und wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

Die Erna-Schlüter-Operngesellschaft zeichnete die in Oldenburg wirkende Sopranistin **Sooyeon Lee** am 20. April 2018 im Oldenburgischen Staatstheater mit dem Erna-Schlüter-Gesangspreis aus.

Vor 800 Jahren wurde die Bauerschaft **Nuttel** (Gemeinde Rastede) in einer Urkunde des Klosters Rastede vom 24. April 1218 als „Nutlo" erstmals urkundlich erwähnt.

Der **Landfrauenverband Weser-Ems e. V.** feierte am 30. April 2018 sein 70-jähriges Bestehen.

Das neue **Archäologisch-Historische Informationszentrum Visbek** wurde am 4. Mai 2018 eröffnet. Es befindet sich im ehemaligen „Haus Post" in der Rechterfelder Straße 1 in Visbeks Ortsmitte.

Die US-Historikerin und Holocaust-Forscherin **Prof. Dr. Deborah Lipstadt** erhielt am 4. Mai 2018 den **Carl-von-Ossietzky-Preis** der Stadt Oldenburg. Auf der Verleihung im Kulturzentrum PFL wurde die Auftragskomposition „Fenster.Shloshim" der aus Oldenburg stammenden Komponistin **Sarah Nemtsov** uraufgeführt, die dafür den Oldenburger Kompositionspreis für Zeitgenössische Musik erhalten hat.

Das **Theater am Meer** in Wilhelmshaven ist für seine Inszenierung „Toerst kummt de Familie" (Regie: Philip Lüsebrink) mit dem **Willy-Beutz-Schauspielpreis** des Niederdeutschen Bühnenbundes Niedersachsen-Bremen ausgezeichnet worden. Die Vergabe erfolgte am 4. Mai 2018 im Rahmen einer Festveranstaltung zum 90-jährigen Jubiläum des **Niederdeutschen Theaters Delmenhorst**.

Die **Offenen ARTEliers** des Bundes Bildender Künstlerinnen und Künstler (BBK) finden alle zwei Jahre im Herbst in der Stadt Oldenburg und und in der Region rund um Oldenburg statt. Die nächsten Offenen ARTEliers finden an zwei Wochenenden im September 2018 statt.

Das oh ton-ensemble spielt „Salz" (2005) von Enno Poppe. *Foto: oh ton e. V.*

Der Verein **oh ton e. V.** hat von März bis Juni eine Veranstaltungsreihe mit Konzerten zum 80. Geburtstag von **Hans-Joachim Hespos** (siehe Seite 10) durchgeführt.
Er trägt das Ensemble für „Kunstmusik der Gegenwart" mit Sitz in Oldenburg. Unter der künstlerischen Leitung des Mitbegründers Eckart Beinke vereint es rund 15 Musiker und Musikerinnen aus dem norddeutschen Raum, die auch außerhalb des Ensembles solistisch mit zeitgenössischer Musik hervortreten. Das Ensemble interpretiert Musik aus dem Zeitraum der letzten 20 Jahre, es vergibt Kompositionsaufträge, spielt Uraufführungen und führt vielfach pädagogische Projekte durch.

Zum Internationalen Museumstag am 13. Mai 2018 erschien die aktuelle Ausgabe 2018/2019 des deutsch-niederländischen **MuseumMagazine**. Das Heft liegt kostenlos in zahlreichen Kultureinrichtungen aus und informiert über etwa 200 Museen in Nordwestdeutschland und in den Nord-Niederlanden.

MuseumMagazine 2018/2019. Uitgevers/Herausgeber: Erfgoedpartners, Platform Drentse Musea, Museumfederatie Fryslân, Landschaftsverband Stade, Oldenburgische Landschaft, Landkreis Emsland, Ostfriesland Stiftung der Ostfriesischen Landschaft/Museumsverbund Ostfriesland, Bedum (Niederlande) 2018, 120 S., Abb., gratis.

Am 13. Mai 2018 wurde eine Ausstellung über die Aktivitäten der **Arbeitsgemeinschaft Archäologische Denkmalpflege** der Oldenburgischen Landschaft im Klostermuseum des Klosters Hude eröffnet. Die Ausstellung zeigt mit vielen Informationstafeln in Bild und Text die im Laufe mehrerer Jahrzehnte durchgeführten Ausgrabungen der Arbeitsgemeinschaft, zum Beispiel auf der Welsburg bei Dötlingen, bei Bad Zwischenahn, bei Großenmeer und nicht zuletzt in der Klosterruine Hude.

Am 14. Mai 2018 veranstalteten die Oldenburgische Landschaft und die Stadt Varel in Dangast das **22. Oldenburgische Gästeführertreffen** mit 100 Teilnehmern.

Vor 150 Jahren, am 23. Mai 1868, wurde der in Lohne wirkende Maler **Heinrich Klingenberg** (1868–1935) in Visbek geboren.

Anlässlich des 200. Geburtstags der Herzogin **Amalie von Oldenburg** (1818–1878), Prinzessin von Bayern und Königin von Griechenland, unternahm die Oldenburgische Landschaft vom 23. bis 26. Mai 2018 eine Studienreise nach Bamberg.

Vor 100 Jahren, am 28. Mai 1918, starb der Architekt **Ernst Klingenberg** (1830–1918), nach dessen Plänen das 1867 eröffnete Oldenburger Augusteum errichtet wurde, im Alter von 78 Jahren in Berlin.

Foto: Oldenburgische Landschaft

Der letzte Länderkampf des **Klootschießer-Landesverbandes Oldenburg** aus Oldenburg und Ostfriesland liegt schon sechs Jahre zurück, weil die Wetterverhältnisse eine Austragung nicht zuließen. Am Sonnabend, 3. März, konnte der 27. Feldkampf zwischen den Klootschießern aus Oldenburg und Ostfriesland in Stollhamm (Butjadingen) stattfinden. Den diesjährigen Klootschießerwettkampf haben die Oldenburger gewonnen.

Der Niedersächsische Heimatbund veranstaltet am 14. Juni 2018 im Nordwestdeutschen Museum für IndustrieKultur in Delmenhorst eine Tagung zum Thema **„Ein Dutzend dunkle Jahre. Dorfgeschichte im Nationalsozialismus – eine Kontroverse?“**

Die **Wanderausstellung „Sehnsucht Europa“** war vom 18. März bis 20. Mai 2018 im Museum für IndustrieKultur Delmenhorst zu sehen. Sie wird noch bis zum 5. August 2018 im Landesmuseum Natur und Mensch Oldenburg gezeigt.

Das **Historische Quartett** fand am 24. April 2018 mit Patrick Bahners, dem Autor von „Helmut Kohl. Der Charakter der Macht“ als Gast im Veranstaltungssaal der Oldenburgischen Landesbank statt.

Landschaftspräsident Thomas Kossendey überreicht dem Niedersächsischen Minister für Wissenschaft und Kultur Björn Thümler die Fahne des Oldenburger Landes. *Foto: Oldenburgische Landschaft*

Von links: Thomas Kossendey, Herbert Oltmanns, Bernd Pauluschke und Sven Ambrosy. *Foto: Oldenburgische Landschaft*

Von links: Landschaftspräsident Thomas Kossendey, Landschaftsvizepräsident Bernd Pauluschke, Ingeborg Nöldeke, Bürgermeister Gerhard Böhling. *Foto: Stadt Schortens*

Von links: hintere Reihe: Dr. Michael Brandt, Geschäftsführer Oldenburgische Landschaft, Jurymitglied Hon.-Prof. Dr. Gerd Steinwascher, Niedersächsisches Landesarchiv – Standort Oldenburg, Thomas Kossendey, Präsident Oldenburgische Landschaft; vorne: Preisträger Jendrik Punke und Preisträgerin Kathrin Gödker. *Foto: Oldenburgische Landschaft*

5. Landschaftstag der Oldenburgischen Landschaft am 7. April 2018 im Bürgerhaus Schortens

Weit über 250 Mitglieder und Gäste kamen in diesem Jahr im Bürgerhaus Schortens zusammen. Den Festvortrag hielt der Niedersächsische Minister für Wissenschaft und Kultur, Björn Thümler. Thümler sprach über die Bedeutung von Kultur für die Gesellschaft, denn sie halte die Gesellschaft zusammen. Er plädierte auch dafür, den Heimatbegriff neu zu definieren.

Ehrungen

Die Oldenburgische Landschaft zeichnete **Herbert Oltmanns** aus Zetel (1. Vorsitzender des Heimatvereins Zetel e. V.) für sein großes ehrenamtliches Engagement unter anderem für den Zeteler Heimatverein, für das Schulmuseum in Bohlenbergerfeld und im Diakonischen Werk Zetel mit der Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft aus.

Die Bau- und Kirchenforscherin **Ingeborg Nöldeke** aus Schortens erhielt am 24. April 2018 die Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft. Sie arbeitete zum Schortenser Altar, zum mittelalterlichen Kirchenbau in der nordwestdeutschen Küstenregion und zu Hagioskopen, Lettnern und Sarkophagdeckeln in ostfriesischen Kirchen und leistete damit einen wichtigen Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte des Oldenburger Landes und Ostfrieslands.

Den diesjährigen **Förderpreis Forschung Regional** erhielten **Kathrin Gödker** (Universität Vechta) und **Jendrik Punke** (Carl von Ossietzky Universität Oldenburg) für ihre Arbeiten aus den Studienbereichen der Gerontologie und Geschichte. Kathrin Gödker zeigt in ihrer Masterarbeit „Nachhaltiges Handeln im Berufsfeld ‚Pflege‘ – mitarbeiterorientierte Maßnahmenplanung zur Abwendung des Fachkräftemangels in den Alten- und Pflegeeinrichtungen im Landkreis Vechta“ in beeindruckender Weise mögliche Ansätze für eine nachhaltige Verbesserung der gegenwärtigen Situation. Jendrik Punkes Abschlussarbeit „Zwischen Warschau, Kowel und Oldenburg – Polnische Rechtshilfe im ‚Oldenburger Judenmordprozess‘“ stellt in herausragender Form dar, welche deutschlandweite Vorreiterrolle ein Oldenburger Gericht bei der Jurisprudenz von Verbrechen aus der Nazizeit einnimmt.

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

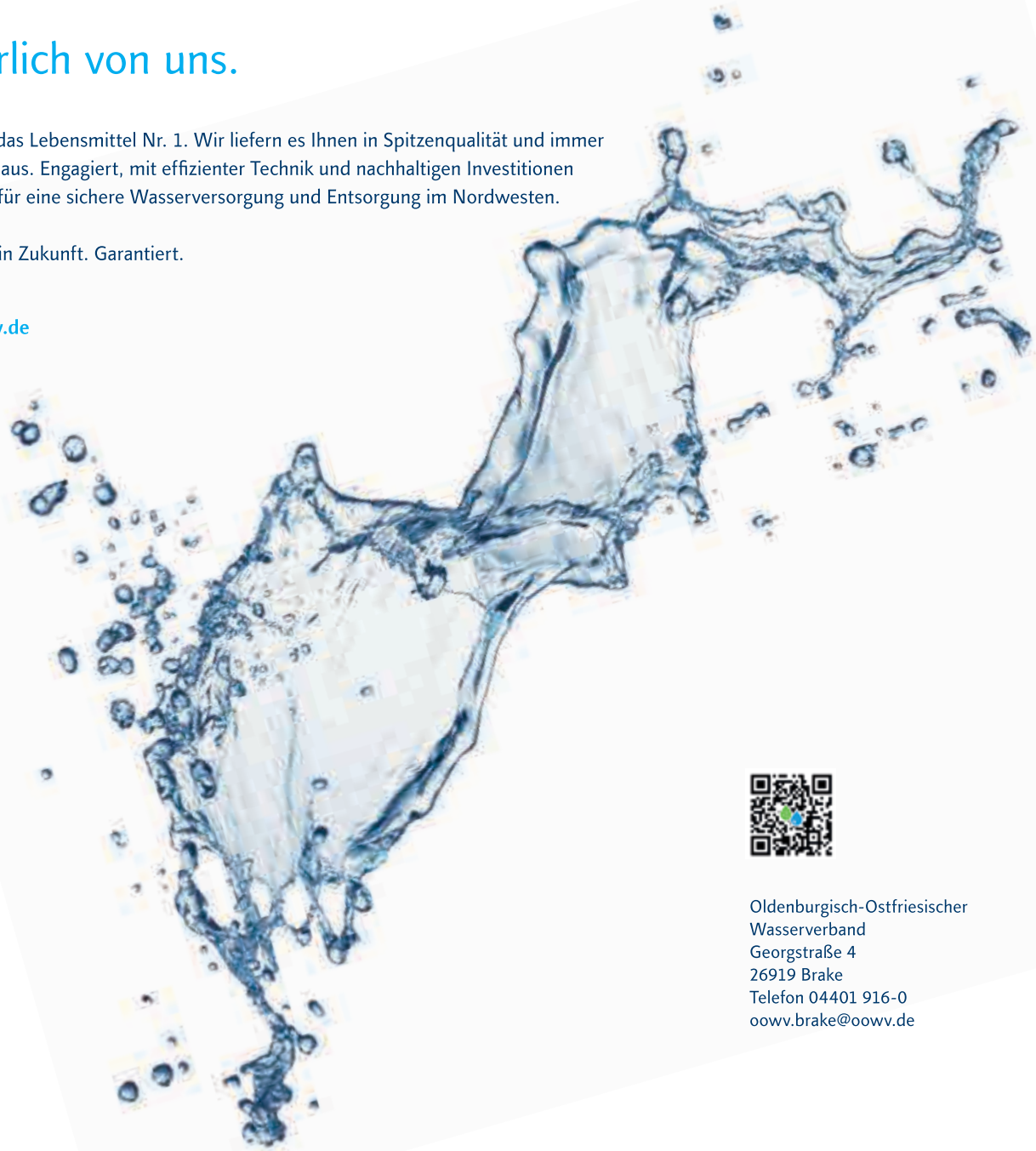
SAUBERES WASSER

Natürlich von uns.

Wasser ist das Lebensmittel Nr. 1. Wir liefern es Ihnen in Spitzenqualität und immer direkt ins Haus. Engagiert, mit effizienter Technik und nachhaltigen Investitionen sorgen wir für eine sichere Wasserversorgung und Entsorgung im Nordwesten.

Heute und in Zukunft. Garantiert.

www.oowv.de



Oldenburgisch-Ostfriesischer
Wasserverband
Georgstraße 4
26919 Brake
Telefon 04401 916-0
oowv.brake@oowv.de

OOWV
gemeinsam · nachhaltig · transparent

Mitglied der Kommunalen Unternehmen
www.diekommunalenunternehmen.de